

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 123 (1955)
Heft: 29

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 21. JULI 1955

VERLAG RABER & CIE., LUZERN

123. JAHRGANG NR. 29

Aus der Konferenz der Schweizerischen Bischöfe in Einsiedeln

Am 6. und 7. Juli hielten die Schweizerischen Bischöfe in Einsiedeln unter dem Vorsitz ihres Dekans, Mgr. Angelo Jelmini ihre gewohnte Jahreskonferenz. Aus der Traktandenreihe sei folgendes allgemein bekanntgegeben:

Die Schweizerischen Bischöfe erinnern ihre Diözesanen an die Pflicht, den ständig wachsenden und gewaltigen Fortschritt der *Technik und der Industrialisierung* auch *weltanschaulich* zu beurteilen. Technik und Industrie stehen im Rahmen des Auftrages Gottes an die Menschen: «*Macht euch die Erde untertan*», stehen im Plane Gottes. Sie erleichtern Dasein und Arbeit, ermöglichen allen Schichten der Bevölkerung die Teilnahme am geistig-kulturellen Leben, bringen die Völker einander näher und dienen in vielem dem religiösen und kirchlichen Bereich.

Das Anwachsen von Technik und Industrie birgt aber auch ernste *Gefahren*: Gefahren materialistischer Lebenseinstellung: Errungenschaft, sichtbarer Erfolg, Leistung und Wohlstand blenden das Urteil. Höhere geistige, unsichtbare Werte werden nicht mehr gesehen. Das Interesse verlagert sich von innen nach außen. Damit geht auch die innere Ruhe verloren. Der Typus von heute ist der gehetzte Betriebsmensch. — Die Jenseitshaltung leidet. Die Erde ist wichtiger als der Himmel, Vergängliches wichtiger als Ewiges. Auch Christen erwarten Gebetserhörungen und Segen Gottes vor allem für irdisches Wohlergehen. Der von bloß Naturhaften Befangene vergißt die Welt der Uebernatur und Gnade. Das Gnadenbewußtsein scheint überflüssig und geht verloren. — Wertschätzung und Liebe zum Kreuz treten zurück. Unglücksfälle und Leiden gelten nur noch als Schädigungen, nicht mehr als Wege zum Heile. Unheil will man nur mit dem Einsatz irdischer Kräfte meistern. Man sucht und findet kein inneres Verhältnis mehr zur Teilnahme am Kreuze unseres Herrn.

Die Schweizerischen Bischöfe wiederholen eindringlich ihre Mahnungen, die *Heiligung und die Ruhe des Sonntags* zu

schützen und zu fördern. Sie danken den Regierungs- und Behördemitgliedern, die zum Rechten sehen und den kirchlichen Gemeinschaften helfen, die wertvollen Kulturgüter der Sonntagsheiligung zu erhalten. Dies besonders auch auf dem Sektor der Jugenderziehung. Sie bestätigen ihre *ablehnende Einstellung gegenüber jenen Samstagabendanlässen*, welche die Heiligung des Sonntags und das religiös-sittliche Leben, namentlich unter den Jugendlichen, gefährden. Sie denken auch an Landgegenden, in denen Nachbardörfer Woche für Woche vom Samstag auf den Sonntag abwechselnd durchfesten und die nämlichen Gäste anlocken. Als solche Anlässe bezeichnen sie Veranstaltungen, die mit *Tanz über die gewohnte Polizeistunde* hinausgehen («Freinächte»). Diese unterscheiden sich mit Rücksicht auf die Sonntagsheiligung wesentlich von andern Anlässen, die rechtzeitig geschlossen werden und bei denen nicht getanzt wird. Im übrigen mögen katholische Vereine Samstagabend-Veranstaltungen in lobenswerter Weise einschränken und unterlassen. Der Samstagabend gehöre der Familie. Wo immer Katholiken ein Gastgewerbe betreiben, einem Vereine angehören oder in der Gemeinde ein Wort mitzusprechen haben, mögen sie sich ihrer Verantwortung bewußt sein. Auch die Unternehmer industrieller Kreise und die christliche Arbeiterschaft sind gebeten, in katholischen Gegenden für die Beibehaltung der staatlich geschützten katholischen Feiertage einzustehen und sonntags nur dann zu arbeiten, wenn schwerwiegende Gründe es erfordern. Das nämliche gilt für die Landwirtschaft. Den Angestellten im Gastgewerbe ist die angemessene freie Zeit zur Erfüllung ihrer Sonntagspflicht bereitwillig zu gewähren. Sportliche Veranstaltungen dürfen den Pfarrgottesdienst und die Sonntagschristenlehre nicht beeinträchtigen und stören.

Die Durchführung von *Kirchenbau- und Wohltätigkeitsbazaren* hat zu Meinungsverschiedenheiten geführt. Einerseits sind solche Veranstaltungen auch — neben der Beschaffung von Geldern — seelsorglich

wertvoll, wenn sie kulturelles Niveau haben, den Geist familiärer Zusammengehörigkeit und Zusammenarbeit aller Pfarrgenossen ohne Unterschied des Standes und an Orten, mit mehreren Pfarreien den Zusammenschluß aller Katholiken fördern helfen. Auch Kinder und Jugendliche, für die angemessene Unterhaltung geboten wird, finden Bindung ans Pfarreileben. Die Vereine werden in den Dienst der Pfarrei gestellt. Andererseits liegen berechnete Klagen vor über Inhalt und Art der Durchführung, Mangel an Ordnung, an Übersicht und Aufsicht. Ankündigungen von «Barbetrieb», «Dutzisstübli» u. a. Tanzbelastigungen gehören nicht in das Bazarprogramm. Nicht jedes Tanzen an andern geordneten Anlässen ist abzulehnen. Im Bazar aber beeinträchtigt der Tanz das übliche Programm, schädigt den finanziellen Erfolg und benachteiligt die Anwesenheit der Kinder. Das Bazarprogramm soll ohne Tanz anziehend und unterhaltend genug sein. An Samstagabenden kann es gestattet sein, bis 10.00 Uhr ein angemessenes Unterhaltungsprogramm durchzuführen und bis zur Polizeistunde in Ruhe und Ordnung auszuwirten. Beim Bazar für kirchliche Zwecke tragen die

AUS DEM INHALT

*Aus der Konferenz
der Schweizerischen Bischöfe
in Einsiedeln*

*Missionarische Kraft
der liturgischen Feier*

Korinth

Berichte und Hinweise

Im Dienste der Seelsorge

*Die Sowjetisierung
des menschlichen Geistes*

Kurse und Tagungen

Ordinariat des Bistums Basel

Cursum consummaverunt

Seelsorger und die Pfarrvereine die Verantwortung für eine würdige Durchführung.

Die Bischofskonferenz sieht sich wieder veranlaßt, auf die kirchliche Vorschrift hinzuweisen, daß es nicht gestattet ist, ohne bischöfliche Erlaubnis Reisen als «Wallfahrten», «Pilgerfahrten» öffentlich zu publizieren. Die katholischen Presseorgane mögen dies auch für ihren Inseratenteil beachten. Den katholischen Spitzenorganisationen werden die Bischöfe die Bewilligung, Wallfahrten durchzuführen, jeweils gerne erteilen, wenn die wünschenswerte gegenseitige Verständigung ordnend vorausgegangen ist, und das Programm die vollwertig religiöse Durchführung garantiert. Die Bischöfe hegen den Wunsch, daß ihre Diözesanen sich vor allem an den bisher von ihnen empfohlenen Volkswallfahrten beteiligen.

Um dem von den drei Landeskirchen gemeinsam durchgeführten Kampf gegen «Schmutz und Schund» mit positiven Bemühungen sich anzuschließen, haben der Schweiz. Kathol. Lehrerverein und die Müttervereine eine Arbeitsgemeinschaft für das «Gute Jugendbuch» gegründet, die ein jährliches Bulletin herausgeben wird, das die Jugendbuchproduktion kritisch würdigt und den Erziehern als Berater dienen will. Die Bischofskonferenz dankt allen jenen, die dieser Bewegung Aufmerksamkeit und Mithilfe schenken und freut sich, wenn auch den *katholischen Verlegern und Buchhändlern* die gebührende Anerkennung entgegengebracht wird.

Da der katholische Volksteil der Schweiz weiterhin verpflichtet ist, für seine Glaubensbrüder unter den *in der Schweiz weilenden Flüchtlingen* mitzusorgen, empfehlen die schweizerischen Bischöfe das diesbezügliche jährliche Kirchenopfer.

Sie hoffen, daß die vom Katholikentag in Freiburg ausgehende Sammlung zugunsten des katholischen Blindenheims für Kinder «*Sonnenberg*» überall mit Erfolg durchgeführt wird.

Sie danken für das große Verständnis das katholischen Volksteils zugunsten der *Universität Freiburg* und bitten jene Kreise, die sich diesem Verständnis noch nicht ganz angeschlossen haben, am nächsten Adventssonntagsopfer sich mit voller Freigebigkeit zu beteiligen. Besonderen Dank dem Pfarrklerus, der sich dafür eingesetzt hat.

Die schweizerischen Bischöfe danken ebenfalls für die Gaben an das *Kirchenopfer zuhanden der Bischofskonferenz*, das im Frühjahr fällig war. Um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, wird der Name «*Caritas*», den dieses Opfer bisher trug, fallengelassen. Es heißt inskünftig «*Opfer zuhanden der Bischofskonferenz*». Es soll den Bischöfen die Möglichkeit geben, wichtige Werke der Seelsorge und der Caritas zu unterstützen, geht aber

Missionarische Kraft der liturgischen Feier

GEDANKEN UND ERKENNTNISSE BEI ANLASS DER FEIERLICHEN SPENDUNG DER PRIESTERWEIHE IN DEN VERGANGENEN WOCHEN

War schon immer die Spendung der Priesterweihe eine liturgische Feier ersten Ranges, so wurde sie in den letzten Jahren namentlich im Bistum Basel, aber auch in andern Diözesen, immer feierlicher gestaltet und erhielt einen erhabenen Glanz, der sich besonders in der Zelebration des Pontifikalamtes entfaltete. Die Kathedrale ist der gewohnte Rahmen solcher kirchlicher Funktionen. Wenn sie aber in andere Kirchen, besonders in moderne sakrale Räume, von denen die St.-Karls-Kirche in Luzern einen der schönsten darstellt, verlegt werden und wenn das katholische Luzerner Volk erstmals wieder nach einem Unterbruch von 27 Jahren eine solche Feier in seiner Hauptstadt erleben durfte, dann war die Freude um so größer und der Eindruck der pontificalen Handlung um so gewaltiger.

I. Die Eindruckskraft der liturgischen Feier

Tatsächlich muß freudig zugestanden werden, daß die Spendung der Priesterweihe am 29. Juni in der St.-Karls-Kirche zu Luzern sich in voller Pracht entfalten konnte und einen überaus tiefen Eindruck hinterließ. Das Gotteshaus selbst, dessen Chor dem Blick des ganzen Volkes offensteht, eignet sich vorzüglich für alle Phasen der vielgestaltigen heiligen Handlung. Diese war bis aufs letzte durchdacht und sehr sorgfältig vorbereitet, so daß jede Bewegung der vielen mitwirkenden Liturgen, angefangen vom hochwürdigsten Bischof im hohenpriesterlichen Ornat bis zu den über sechzig Priestern, die bei der Handauflegung in den Chor schritten, in voller Ruhe und würdigster Harmonie vollzogen werden konnte. Die vom Sängerkor der Theologen des Priesterseminars Luzern vorgetragenen Choralgesänge der Opferfeier und des Priesterweihe-Ritus erbauten durch ihre Schlichtheit und die Sicherheit, mit der sie dargeboten wurden. Mit dem leuchtenden Rot der Meß- und Levitengewänder zum Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus harmonierte

der Blumenschmuck roter Gladiolen am Altar und an den Chorsäulen. Die stets wechselnden Bilder, die der liturgische Vollzug bot, waren so glanzvoll und erhaben, daß ihre Schilderung in Worten kaum möglich ist. Eine Feierstimmung und Ergriffenheit, die man ganz selten erlebt, ruhte auf dem versammelten Volk und erfüllte die ganze Kirche, in der die Gemeinschaft der *plebs sancta* mit dem Bischof und der Priesterschaft in unerhört packender Weise in Erscheinung trat.

Zwei Szenen bildeten einen zweimaligen Höhepunkt des dreistündigen gottesdienstlichen Geschehens: die Handauflegung des weihenden Bischofs und der vielen Priester auf das Haupt der acht Ordinandi und der gemeinsame Vollzug des heiligen Opfers durch Bischof und Neupriester in der Form der Konzelebration. Als die weihenden *Hände des Bischofs* lange auf dem Haupt eines jeden ruhten, der sein *Adsum* gerufen hatte, und dann die Priester in einer fast unabsehbaren Reihe die *Handauflegung des Bischofs* gewissermaßen weiterführten und vollendeten, um sich nachher mit ausgestreckter Hand zur Seite des Hohenpriesters zu gruppieren, da schien uns dieses Gotteshaus mit dem tiefen Schweigen, das seine bis auf den letzten Platz mit Gläubigen besetzte Halle erfüllte, eine gewaltige Predigt über die Größe und Schönheit des katholischen Priestertums zu sein, eine Predigt ohne Worte, dafür aber um so aufwühlender in der stummen Zeichensprache, die in der Liturgie so beredt ist. Wer dieses Bild schaute, der kann in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen, daß in einem geweihten Priester eine Gabe Gottes ruht, die menschliches Begreifen übersteigt, auch wenn dieser Geweihte des Herrn schmählich versagt. Von mehr als einem Teilnehmer hörten wir, er habe unwillkürlich an den Film *Le Défroqué* denken müssen, der in der Sprache der Leinwand allerdings viel problematischer und in völlig unsakralem Raum den gleichen Gedanken auszuspochen versucht, wie diese Szene beim sakramentalen Vollzug des Weihesakramentes.

nicht an die Caritaszentrale Luzern. Das Verständnis für dieses Opfer ist leider noch allzu gering.

Im *kirchlichen Leben* soll die *Zusammenarbeit* noch stärker betont und praktisch gefördert werden. So die *Zusammenarbeit* verschiedener Pfarreien in derselben Stadt. Es gibt überparfarreliche Werke, die nur durch gemeinsame Arbeit aller Gläubigen verwirklicht werden können. *Zusammenarbeit* unter den verschiedenen Vereinen, unter den Orden

und religiösen Genossenschaften; *Zusammenarbeit* von Diaspora und katholischem Stammland, von Klerus und Laien. Nicht geistige Uniformierung und Schablone, nicht Zersplitterung oder gar gegenseitige Konkurrenz, sondern bewußte, wohlgeordnete, friedliche *Zusammenarbeit* auf dem Gebiete des gleichen Glaubens und der Liebe zu Christus und Kirche ist die Kraft fruchtbringenden Wirkens und hat Anspruch auf Gottes Segen.

(Offizielle Verlautbarung)

Hier wurde die missionarische Kraft der liturgischen Feier völlig offenbar. Diese Weihepredigt über das katholische Priestertum sollte Jahr für Jahr weitesten Volkskreisen zugänglich sein. Wir vertrauen darauf, daß sie in den Herzen junger Menschen und verantwortungsbewußter Erzieher die Begeisterung für das katholische Priestertum kraftvoll zu wecken vermag.

Der zweite Höhepunkt der Feier bildete die mit dem Bischof gemeinsam vollzogene Konsekration des Leibes und Blutes Christi durch die neugeweihten Priester. Wenn die Opfergebete des Kanon laut verrichtet werden und die Neupriester diese zusammen mit den Wandlungsworten gemeinsam mit dem Bischof langsam und feierlich sprechen, dann wird offenbar, was für eine bei leiser Rezitation kaum in Erscheinung tretende Kraft in diesen Texten liegt. Es war, als würde der Jubel der Glocken urgewaltig durchbrechen und dann doch wieder verstummen in Ehrfurcht vor dem *tremendum mysterium* (Johannes Chrysostomus) als das Wandlungsgeläute sorgsam abgestimmt auf die Handlung am Altar erklang. Das *Unde et memores nos, Domine, servi tui sed et plebs tua sancta* kam in diesem Moment zur vollen Geltung der in diesen Worten liegenden Aussage.

Die bei der Priesterweihe gestattete *Konzelebration*, die eine wirkliche Darbringung des heiligen Opfers durch die Neupriester darstellt, weckte erneut den Wunsch nach Wiedereinführung der *sakramentalen Konzelebration bei Zusammenkünften zahlreicher Priester* aus Anlaß von Tagungen, Konferenzen, Exerzitien, Wallfahrten, Beerdigungen usw. Wieviel würdiger müßte die gemeinsame Darbringung des Neutestamentlichen Opfers geschehen, wenn die Priester sich um einen Altar zusammenfänden und miteinander in einer vom Heiligen Stuhl noch zu approbierenden Form die Liturgie vollziehen würden. Bis zum 8. Jahrhundert war ja die Konzelebration an gewissen Tagen auch in der römischen Liturgie üblich. Manche Unzukömmlichkeit, die der Ehrfurcht vor dem erhabenen Opfer des Neuen Bundes Eintrag tut, könnte dabei vermieden werden, ohne daß dadurch die Zahl der Volksgottesdienste vermindert werden dürfte. Allzu große Multiplikation der Opferdarbringung an sehr vielen Altären, Verdrießlichkeiten, bis der einzelne Priester seine «Privatmesse» zelebrieren kann, würden durch die Erfüllung dieses Wunsches überwunden. (Vgl. R. Erni in: «Das Opfer der Kirche», Luzern 1954, 119—124.)

Als dann die heilige Opferliturgie weiterging zur Kommunion, zum Jubellied der Freundschaft mit Christus «Non jam dicam vos servos, sed amicos meos», und zur Übertragung der Absolutionsvollmacht, schien die ganze Feier eine Einheit geworden zu sein, die sich um das Wandlungsgeschehen gruppierte: die sakramentale Handauflegung mitten in den Alleluja-Gesang des Graduale eingefügt, die Konzelebration der jungen Priester mit dem Bischof und die wachsende seelische

Freude und Begnadung der *Ordinati* und des ganzen Volkes. Am Schluß war es, als ob Bischof und *Neomysti* miteinander wetteiferten im Segenspenden: der Bischof in den erhabenen Worten und Formen der pontifikalischen Liturgie und die Neupriester im Ausbreiten der soeben gesalbten priesterlichen Hände über das ganze Volk, über die vor der Kirche versammelte Schuljugend und nachher über ihre beglückten Eltern und Angehörigen. Es war ein Tag übervoll der *Benedictio coelestis atque terrestris*.

Als das mit reichem Segen erfüllte Volk, das diese Feier miterleben durfte, sich nach dem Gottesdienst auf den Heimweg machte, hörte man überall den gleichen Wunsch, es möchte doch die Spendung der Priesterweihe alle Jahre in dieser Form auch in Luzern stattfinden. Wir freuten uns über den geäußerten Wunsch jener, denen die Gnade des Priestertums kommandes Jahr zuteil werden soll, es möchte die Priesterweihe auch nächstes Jahr wieder in *Solothurn* und *Luzern* erteilt werden.

II. Einige Bemerkungen und Anregungen

Die erstmalige feierliche Spendung der Priesterweihe außerhalb der Kathedrale und, statt, wie es früher der Fall war, außerhalb der dem Priesterseminar nahegelegenen Stifts- und Mutterkirche von Luzern zu St. Leodegar im Hof wirft eine Reihe von Zukunftsperspektiven und Fragen auf, von denen wir uns einige hier als bescheidenen Beitrag zu einer Diskussion vorzulegen erlauben.

1. Es zeigte sich auch bei dieser Feier wieder, daß das Volk nur dann dem an erhabenen Texten und sinnvollen Symbolen so reichen liturgischen Geschehen mit geistigem Gewinn zu folgen vermag, wenn es die entsprechenden Gebete und die dazu notwendigen *Erklärungen in der Landessprache* vor sich hat. Zu diesem Zweck hat der Weiekurs 1953 der Diözese Basel in Solothurn zum 25jährigen Bestehen des dortigen Ordinandenseminars St. Johann unter dem Titel «Heilige Priesterweihe» eine lateinisch-deutsche Textausgabe des Ritus der Priesterweihe bearbeitet und im Rex-Verlag Luzern herausgegeben. Nebst ähnlichen älteren Ausgaben wurde dieses schmucke Büchlein vom Volk gerne gekauft und verwendet.

Offenbar hat man von einem *mündlichen* Kommentar von der Kanzel aus schon deswegen abgesehen, um den Ablauf des Gottesdienstes nicht zu stören und zu verlängern. Auf der andern Seite wären vielleicht einige erklärende Sätze an manchen Stellen der Liturgie für das teilnehmende Volk nützlich, etwa in der Form und Auswahl, wie das an der Bischofsweihe von Mgr. Adam in Sitten in vorbildlicher Weise getan wurde, erwünscht gewesen.

Nachdem mehr und mehr Funktionen, die nur im *Pontificale Romanum* enthalten sind,

in Teilausgaben dem Volk zugänglich gemacht werden, zeigt sich die Berechtigung der schon da und dort gemachten Feststellung, daß kaum ein liturgisches Buch so *reformbedürftig* sei wie das *Pontificale Romanum*. Die in verschiedenen Funktionen enthaltenen Texte und vor allem die Rubriken gehen meistens von einem mittelalterlichen Weltbild und nicht selten von weniger guten vortridenischen Zuständen im kirchlichen Leben aus. Es scheint, daß etwa die tridentinischen Reformdekrete (vgl. Sess. 23, cap. 18) über die Priesterbildungsanstalten in der Liturgie der Priesterweihe noch immer als nicht verwirklicht betrachtet werden, sonst würde die eine oder andere Mahnung an die Weiekandidaten als überflüssig wegfallen, etwa jene, es solle sich keiner die Weihen erschleichen oder kein Geweihter vor Schluß des Gottesdienstes die Kirche verlassen und der neugeweihte Priester dürfe erst dann zur Feier des ersten heiligen Opfers schreiten, wenn er das Zelebrieren der Messe von andern erfahrenen Priestern erlernt habe. Auch der lateinische Anruf an das Volk, man solle gegen die Weihe Unwürdiger jetzt noch begründeten Einspruch erheben, ist unreal. Solche Petrefakten in der Liturgie müssen aus dem Ritus der Priesterweihe verschwinden, weil sie in Textausgaben in der Volkssprache in Laienkreisen zu erstaunten Fragestellungen Anlaß geben und weil das «tun als ob» im liturgischen Vollzug unwürdig ist. Es wäre verhängnisvoll, wenn das bloße Reden ohne Inhalt und innere Verpflichtung durch diese mitgeschleppten Überreste aus Zeiten bedauerlicher Mißstände in der Kirche, liturgisch sanktioniert würde. Hier wäre zum mindesten eine rasche Teilreform veralteter Rubriken und Texte ähnlich wie etwa die jüngst in Brevier und Missale vollzogene aus seelsorgerlichen Gründen dringlich erwünscht.

2. Die Ansetzung der Priesterweihefeier auf einen *Werktag-Vormittag* zeitigt zweifellos große Vorteile. Der Klerus ist leichter abkömmlich, und eine große Teilnahme von Priestern an dieser Feier ist sowohl als Geisteserneuerung für die Priester aller Altersstufen wie auch zur Erhöhung der Feier wünschbar. An Sonntagen würde wenigstens am Vormittag naturgemäß die zahlreiche priesterliche Anteilnahme wegfallen müssen. Andererseits glaubten wir in St. Karl in Luzern bemerkt zu haben, daß, mit Ausnahme der Angehörigen der Ordinandi, vorab ältere Leute weiblichen Geschlechtes, die nicht im Berufsleben stehen, die Kirche füllten. Einige Gruppen Jugendlicher aus Schulen und Instituten konnten naturgemäß leichter frei werden. Aber unsere berufstätige Männer- und Jungmännerwelt, vielfach auch die Hausmütter usw., könnte zu dieser Zeit und Stunde kaum die für diese Feier notwendige Zeit aufbringen. Ließe sich die Spendung der Priesterweihe nicht auf den *früheren Abend* (etwa ab 18 Uhr) eines *Sonntages* verlegen, so daß die auswärtigen Angehörigen der Neupriester nach Schluß der Priesterweihe, also etwa um 21 Uhr, noch leicht per Bahn oder Autocar nach Hause kommen könnten und die Neupriester nicht allzusehr überanstrengt würden? Wir denken für die Neupriester an eine längere Ruhepause über die Mittagszeit, an die entsprechende An-

setzung der Mahlzeit in Rücksicht auf das eucharistische Fasten usw. Diese Lösung würde es wohl der Männerwelt, dem ganzen werktätigen Volk und seiner Jugend eher möglich machen, eine Priesterweihe mitzerleben. Die einzige Befürchtung, die wir bei diesem lediglich als Diskussionsbeitrag zu wertenden Vorschlag nicht zu lösen vermögen, geht dahin, daß keine Kirche so groß sein würde, um dem Zudrang des Volkes genügen zu können. Daß aber breiteste Kreise unserer Katholiken in würdiger Form es miterleben können, wie die Seelsorger zum heiligen Priestertum ordiniert werden, schließt eine solche Fülle seelsorgerlicher Vorteile in sich, daß sich alle Anstrengungen zur Verwirklichung dieses Wunsches bezahlt machen.

3. Die Spendung der Priesterweihe zu St. Karl, die wir als Ausgangspunkt unserer Betrachtungen nahmen, zeigt, wie sehr es sich lohnt, die *alltäglichen und die außerordentlichen Gottesdienste sorgfältig vorzubereiten und bis ins letzte ebenso sorgsam gepflegt durchzuführen*. Dem visuellen Menschen von heute bedeutet vielleicht eine würdige liturgische Feier ebenso sehr Ansporn zur seelischen Erhebung wie allzu häufige Predigten. Dabei wollen wir keineswegs die religiöse Betätigung in den Bereich des Irrationalen und bloß Gemüthhaften verweisen. Nach wie vor gilt das paulinische *Fides ex auditu*. Aber das Hören wird erst dann als Frucht die lebendige Überzeugung hervorbringen,

wenn das Gehörte durch ein bestimmtes Maß des Erlebnishaften zum Eigenbesitz des Christen geworden ist.

Unsere Liturgie, namentlich die römische, ist nüchtern und abhold bloßen schauspielerischen Szenen. Sie schließt auch jene amerikanischen Methoden der Gemütsregung aus, wie man sie jüngst in Zürich bei den Großveranstaltungen im Hardturmstadion nicht ohne starke kritische Ablehnung festgestellt hat. Die Symbole und Formen der Liturgie sind echt, wurzeln in den im Glauben angenommenen Heilsmysterien und vermitteln auch im natürlichen Bereich seelische Ruhe und damit Aufnahmefähigkeit für höhere Wirklichkeiten, ohne den Menschen in einen Zustand nervlicher Hochspannung zu manövrieren.

Zudem gibt es keine Feierstunden, die erhabener und beglückender sind als die feierlichen Gottesdienste der heiligen Liturgie, die uns in lebendige Berührung mit Gott bringen und darum die besten und edelsten Kräfte des Menschen in ihren Dienst nehmen. Um solche Feierstunden unserm Volk zu schenken, ist jede Sorgfalt und jede Anstrengung von seiten des Seelsorgers und seiner Hilfskräfte pastoral fruchtbringend angelegt. Das gilt für die Vorbereitung einer religiösen Feier und für die gedulderheischenden Bemühungen zur Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens in unserm ganzen Volk.

Josef Meier

Korinth

Korinth ist heute nurmehr ein elendes Trümmerfeld. Entschwunden ist seine Schönheit, die einst so berühmte. Einzig die sieben schweren, dorischen Kalksteinsäulen des großen Apollotempels, der wohl aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. stammt, ragen noch über den Erdboden empor. Die Agora von Korinth, der Haupt-, Markt-, Feier- und Schwatzplatz der Korinther, wo es einst wimmelte von Händlern und Gewerbetreibenden und in holdem Müßiggang dahinschlendernden Hellenen, ist heute leer und entvölkert, und nur mit Mühe erkennt man noch die Grundmauern von einigen Kaufläden, Säulenhallen und eines Gerichtslokals, wo der römische Statthalter Gallio residierte. Der große Hafen von Lechaion, in dem die Handelsschiffe einst so dicht beisammen waren, daß ihre Masten gleich einem Föhrenwald gegen den Himmel ragten, ist heute nurmehr ein einsamer Küstenstrich. Einzig ein Stück der gepflasterten Säulenstraße, die vom Marktplatz direkt zum Hafen von Lechaion hinunterführte, ist ausgegraben worden. Die beiden Theater, die so lagen, daß die Zuschauer über den herrlichen Golf von Korinth zu den mächtigen blauen Bergen hinübersehen konnten, sind heute zerfallen und verlassen,

und nur die Eidechsen huschen noch über die grasbewachsenen Trümmer. Der berühmte Brunnen von Pirene mit seinem reizvollen Wasserbassin, wo einst die Frauen und Mädchen ihre schönen, aus dem Lehm von Korinth gefertigten Krüge füllten, ist heute verödet. Korinth ist nurmehr eine einsame Trümmer- und Totenstadt. Wie ganz anders muß Korinth gewesen sein zur Zeit des Apostels Paulus. Als dieser große Eroberer für Christus auf seiner zweiten Missionsreise (Apg. 18, 1—18) von Athen nach Korinth kam und hier eine Christengemeinde gründete, an die er später zwei seiner schönsten Briefe schrieb, war Korinth eine Stadt voll Leben und Aktivität. Drei Faktoren gaben ihr das Gepräge: die beiden Häfen von Lechaion und Kenchreä, das Stadion und die ragende Burghöhe von Akrokorinth mit dem Tempel der Liebesgöttin Aphrodite. Durch ihre beiden Häfen war Korinth wichtige Handelsstadt, durch ihr Stadion berühmte Sportstadt und durch ihr Heiligtum der Liebesgöttin Aphrodite Stadt der Liebesabenteuer, der Wollust und Lebensfreude. Drei Menschengattungen kamen in Korinth in gleicher Weise auf ihre Rechnung: der Geschäftsmann, der Sportsmann und der Lebemann.

I. Korinth als Hafenstadt

Das erste charakteristische Merkmal, durch das Korinth das Gepräge erhielt, waren die beiden Häfen von Lechaion und Kenchreä. Korinth war zur Zeit des Apostels Paulus ein bedeutender Umladeplatz, eine Handels-, Kaufmanns- und Matrosenstadt allerersten Ranges, ein wimmelnder, quirlender Ameisenhaufen, ein summender Bienenkorb von buntem Handelsvolk aus aller Herren Ländern. Diesen Ruhm verdankt Korinth ihrer einzigartigen Lage als Zweimeerstadt. Durch ihre außergewöhnlich günstige Lage an zwei Meeren mit zwei vortrefflichen Häfen war sie wie geschaffen als Brücke zwischen Abend- und Morgenland. Durch ihren Osthafen von Kenchreä am isthmischen Golf stand sie in Schiffsverbindung mit dem Osten, mit den griechischen Inseln und Kleinasien, und durch ihren Nordhafen von Lechaion am korinthischen Golf mit dem Westen, mit Rom. Es gab eben damals, um die beiden Meere miteinander zu verbinden, noch keinen Kanal von Korinth. Dieser ist erst später im Jahre 1893 vollendet worden. Viele Frachter wurden deshalb, um sich die lange Fahrt um den Peloponnes zu ersparen, im einen Hafen von Korinth gelöst, um sie im andern Hafen wieder zu laden. Für kleinere Schiffe war eine Art Rollbahn. Auf ihr wurden die Schiffe von einem Meer zum andern gezogen.

Auch das Gros der Christen in Korinth lebte wohl größtenteils vom Handel, der sich zwischen den zwei Häfen der Stadt abwickelte. Es gab da unter den Christen von Korinth nicht «viele Weise, nicht viele Mächtige, nicht viele Hochgeborene» (1 Kor. 1, 26). Neben dem Synagogenvorsteher Crispus und dem städtischen Finanzverwalter Erastus waren es vor allem Hafendarbeiter, welche bei den Umladearbeiten in den beiden Häfen beschäftigt waren. Zelttuchmacher wie Aquila und Priscilla, welche zugleich auch das Segeltuch für die Schiffe verfertigten. Kaufleute, die vom Export und Import lebten. Händler, die den Verkauf korinthischer Vasen und Bronzeartikel betrieben. Unter ihnen waren offenbar manche, welche sich beim Jagen und Hetzen nach Geschäft und Gewinn gegenseitig zu übervorteilen suchten. Bei ihren Handelsgeschäften kam es unter ihnen oft wegen geringfügigen Sachen zu Rechtshändeln und Rechtsstreitigkeiten. Einzelne prozessierten sogar gegeneinander wegen Mein und Dein vor heidnischen Richtern. Das aber findet Paulus unerhört. Darum mahnt er in seinem ersten Brief an die Korinther (1 Kor. 6, 5—8): «Es ist beschämend für euch, was ich sage: Es prozessiert Bruder gegen Bruder und das vor Ungläubigen. Es ist schon schlimm genug, daß ihr überhaupt Streitigkeiten untereinander habt. Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum tretet ihr nicht lieber zurück? Aber nein, Unrecht müßt

ihr tun, ein Bruder dem andern zum Nachteil.»

II. Korinth als Sportstadt

von Korinth war sein *Stadion*. In seinem Stadion wurden jedes zweite Jahr zu Ehren des Meeressgottes Poseidon die berühmten isthmischen Spiele ausgetragen. Bei diesen Wettkämpfen zeigten die Hellenen ihre besten Leistungen an körperlicher Kraft und Gewandtheit. Wer im Stadion die kurze Strecke von einer Mauer zur andern am schnellsten zurücklegte, der war Sieger. Später wurde die Zahl der Übungen vergrößert. Zum einfachen Lauf kam noch der Weit- und Hochsprung, der Wurf mit der Metallscheibe und dem Speer und der Faustkampf. Der Sieger erhielt einen Fichtenkranz. Zu seinen Ehren wurden bei seiner Heimkehr große Feste veranstaltet. Diese Wettkämpfe übten eine große Anziehungskraft auf weiteste Kreise aus. Besonders die Athener pflegten in hellen Scharen sich einzufinden. So stand Korinth ganz im Zeichen des Stadions, war berühmte Sportstadt, Stadt der Wettspiele und Olympiaden. Was schreibt nun Paulus den Korinthern mit dem schönsten und größten Stadion in Griechenland? An ihre Sportbegeisterung knüpft er an (1 Kor. 9, 24—27): «Ihr wißt doch: Es laufen wohl alle in der Rennbahn, aber nur einer erlangt den Preis.» Und nun zieht er den Vergleich mit dem Christenleben. Auch das Christenleben ist ein Wettkampf. Wir alle sind Sportsleute im Dienste Christi und sind zum Wettkampf angetreten. In diesem Wettkampf des christlichen Lebens ist es aber glücklicherweise nicht so, daß nur einer den Siegespreis gewinnt. Nein, jeder, der redlich sich bemüht, kann ihn gewinnen. «Also lauft denn so, daß ihr alle ihn erhaltet!» Und nun sagt Paulus auch, wie man ein tüchtiger Wettkämpfer wird. Er erinnert die Korinther daran, daß kein tüchtiger Sportsmann fix und fertig vom Himmel fällt. Die Siegesläufer müssen viel üben und trainieren. Zum Athleten gelangt man nur über den Asketen. «Wer sich zum Wettkampf rüstet, übt große Enthaltsamkeit.» So auch der Christ. Auch dem Christen fällt der Siegespreis nicht mühelos in den Schoß. Auch er muß trainieren und sich manches versagen. Aber es lohnt sich schon, alle diese Opfer zu bringen. «Die Sportsleute tun das bloß um eines vergänglichen Kranzes willen, wir aber um einen unvergänglichen zu bekommen.» Mit diesem unverwelklichen Siegeskranz meint Paulus das ewige Leben.

III. Korinth als Stadt der Lust und Liebe

Ein drittes Merkmal erhielt Korinth durch die ragende Burghöhe von Akrokorinth mit dem Tempel der Aphrodite. Aphrodite, die Liebesgöttin, war die Stadtgöttin von Korinth. Sie hatte ihren Tempel auf dem Burgberg von Akrokorinth, der noch heute als majestätischer Wächter

am Peloponnes das imposante Wahrzeichen von Korinth ist. Rings um ihn herum lagen in weitem Umkreis Hunderte von kleinen Villen. In ihnen wohnten an die tausend Hierodulen, Tempeljungfrauen, die gegen Entgelt den reichen Kaufleuten und Matrosen ihren Körper verkauften. So wehte denn in Korinth eine schwüle Luft. In den Matrosenspelunken drängte sich der Abschaum der ganzen Welt zusammen. Der Sexualrausch trug hier ein sakrales Siegel, die Prostitution war zur Religion erhoben. Korinth stand deshalb in der ganzen Welt in üblem Ruf. Galt als Stadt der Liebesabenteuer, der Wollust und der Lebensfreude. Ein Sprichwort ging um, das hieß: «Es ist nicht jedermanns Sache, nach Korinth zu reisen.» Und *κοινωδίαζεσθαι* «Korinthisch leben» war gleichbedeutend mit unsittlich leben.

Was schreibt nun Paulus den Christen in Korinth, wo die jungen, schönen Tempelmädchen ihren Körper um Geld verkauften und so viele ihren Leib in wildem Sinnenrausch entweihten? Paulus (1 Kor. 6, 13—20) spricht vom Körper als dem Träger der Gnade: «Der Leib ist nicht für die Unzucht da, sondern für den Herrn... Wißt ihr nicht, daß der Leib eines jeden von euch ein Glied Christi ist? Darf ich nun ein Glied Christi nehmen und einer Dirne hingeben? Wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt? Ihr habt ihn von Gott,

er gehört nicht euch selbst. Denn ihr seid um hohen Preis erkaufte. So verherrlicht denn Gott in eurem Leib.» Und dann im Hohelied der Liebe (1 Kor. 13, 1—13) besingt er die Liebe, aber nicht jene Liebe, die in Korinth Triumphe feierte: den Eros, die geschlechtliche Liebe, den Sexualrausch. Die Liebe, die Paulus selig preist, ist Gottesliebe und Nächstenliebe in einem: Gottesliebe, weil sie in Gott auch den Nächsten sieht, und Nächstenliebe, weil sie im Nächsten auch das Antlitz Gottes sieht: «Wenn ich die Sprachen der Menschen, ja der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich die Prophetengabe hätte und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich einen Glauben zum Bergeversetzen hätte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich mein ganzes Hab und Gut den Armen verschenkte und (im Feuermartyrium) meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts. Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig. Die Liebe ist nicht eifersüchtig, sie prahlt nicht und bläht sich nicht auf. Sie benimmt sich nicht unanständig, sucht nicht das Ihre, läßt sich nicht erbittern und trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht über das Unrecht, freut sich vielmehr über die Wahrheit. Alles trägt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie.»
Dr. Paul Bruin, Zürich

Berichte und Hinweise

Ravenna, ein byzantinisches Kunstzentrum

Es war eine glückliche Idee, als die Leitung der kirchengeschichtlichen Fakultät der Gregoriana in Rom beschloß, die Hörer zu einer Besichtigung Ravennas einzuladen. Wie letztes Jahr der Besuch in Neapel, Pompeji und Herkulaneum überaus anregend und lehrreich war (siehe SKZ 1954, Nr. 33 und 40), so auch die diesjährige «Gita» nach dem Norden. Im ganzen nahmen 40 Professoren und Hörer teil, die in einem Autopullman die 370-km-Fahrt zurücklegten. Auf der Hinfahrt machte man in Spoleto — dieser mittelalterlichen «deutschen» Stadt — einen kurzen Halt, um die viele Rätsel enthaltende Fassade von S. Pietro (noch vor der Stadt), dann den Dom mit dem eindrucksvollen Gemälde Filippo Lippis (Mariä Himmelfahrt) und die etwas abgelegene baugeschichtlich sehr interessante uralte Kirche von S. Salvatore zu besichtigen. Wuchtig ragt heute noch die ehemalige Festung auf einer Anhöhe empor. Wie Siena wird auch Spoleto in seiner mittelalterlichen Gestalt so gut als möglich erhalten. Später kam man bei Assisi vorbei, wo kurz Santa Maria degli Angeli (Portiunkula) sowie S. Francesco

und Santa Chiara begrüßt wurden. Ein Blick von ferne auf San Damiano mußte für dieses Mal genügen, da schon viele mit Assisi und Umgebung vertraut waren.

In Ravenna, einer heute ziemlich ruhigen, von den großen Verkehrsadern etwas abgelegenen Stadt, zogen uns besonders die alten Kirchen an. Sie entstanden in der Glanzperiode spätrömischer Herrlichkeit, damals nämlich als Kaiser Honorius sie zur Hauptstadt der westlichen Reichshälfte erkor (402) und hier mit seiner Schwester Galla Placidia lebte. Eine weitere wichtige Bautätigkeit setzte nach dem Untergang des Reiches (476) ein, als 493 der Arianer Theoderich der Große die Stadt einnahm und sie ebenfalls zur Hauptstadt seines Reiches, das bis 539 dauerte, erkor. Die dritte und letzte Periode begann, als Byzanz die Ostgoten besiegte und Ravenna zum Sitz des Exarchen machte (540). Einem besonders glücklichen Umstand verdankt Ravenna, daß seine Kunstschatze nicht den späteren Bilderstürmern Ostrogoth zum Opfer fielen. So ist es heute das reichste und wertvollste Zentrum byzantinischer Kunst für das 6. Jahrhundert. Freilich ist auch hier manches im Laufe der Zeit zugrunde gegangen oder vom Geist

späterer Zeiten überwuchert worden. Manches mußte ferner ergänzt oder ersetzt werden, so daß tatsächlich nicht alles, was man sieht, wirklich «zeitgenössisch» ist.

Die Kirche vom hl. Johannes dem Täufer gehört zu den Bauten des 5. Jahrhunderts. Sie wurde leider im letzten Krieg zum großen Teil zerstört und dann, ohne die späteren fremden Zutaten, wiederaufgebaut. Das ursprüngliche Gotteshaus wurde von Galla Placidia als Votivkirche errichtet; sie hatte sich nämlich dazu verpflichtet, als sie auf der Fahrt von Konstantinopel nach Ravenna während eines furchtbaren Sturmes mit ihrem Sohn, Valentinian III., gerettet wurde. Auf der linken Seite des Schiffes sind Mosaiken aus der Zeit der Kreuzzüge aufgestellt, die recht lebhaft wirken (z. B. der Einzug der Kreuzfahrer in Zara und Konstantinopel; ein Bild stellt ein prächtiges Exemplar einer Kuh dar!). Um die Glocke, die so traurig läutet, hat das Volk die Legende vom Gießer Robert aus Sachsen und seiner an Liebeskummer leidenden Tochter gewoben.

Die Kirche S. Francesco, früher den Aposteln geweiht, weist zahlreiche alte Säulen auf, die z. T. infolge der Verwüstungen des vergangenen Krieges durch moderne ersetzt wurden. Die Kirche stammte ursprünglich aus dem 5. Jahrhundert, sie wurde 1921 restauriert und erhielt dabei die eindrucksvolle Einfachheit einer alten Basilika zurück. Neben der Kirche ist das Grabmal Dantes († 1321), das auf manche etwas enttäuschend wirkte. Der Dichter verbrachte, von Florenz verwiesen, hier in Ravenna die letzten Lebensjahre. Die Stadt am Arno stiftet aber jährlich am Todestag ihres großen Sohnes das Öl für die Lampe, die ununterbrochen in dieser Kapelle brennt. Die zweite Lampe, die der «Irrudenta», schien erloschen zu sein.

Neben der Kathedrale steht der herrliche achteckige Bau der Taufkapelle der Orthodoxen (es existiert außerdem noch eine solche der Arianer, die restauriert wird). Einzigartig ist die künstlerische Mosaikinnenausstattung der Wände, die besten Geschmack und eine hohe Vollendung zeigen. Welche Ehrfurcht spricht aus den vielen Darstellungen der Evangelienbücher!

Ganz nahe bei S. Vitale steht eine kleine Kapelle, die gewöhnlich als Grabmal der Galla Placidia († 450 in Rom) bezeichnet wird. Von außen erscheint das Gebäude schlicht und anspruchslos, im Innern ist es wahrhaft ein Kleinod. Dem Haupteingang gegenüber ist eine Darstellung des hl. Laurentius, der in Ravenna viel verehrt wurde. Er schreitet todesmutig auf den Rost zu, unter dem die Flammen mächtig züngeln — man liebte damals nicht, das Martyrium selbst darzustellen. Links vom Rost erblickt man einen kostbaren Schrank mit den vier Evangelien, die Laurentius als Diakon zu verwahren hatte. Ergriffen steht man auch vor dem Bild des Guten Hirten

— der als jugendlicher Christus in anmutiger Landschaft inmitten seiner Schäflein lebensvoll dargestellt ist.

S. Apollinare il Nuovo ist heute an sich gesperrt, weil für die bedrohten Seitenmauern neue Stützen errichtet werden. Sie wurde im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts erbaut und war die Hofkirche Theoderichs, dessen herrlicher Palast auf der Wand des rechten Seitenschiffes in Mosaik wiedergegeben wird wie auf der entgegengesetzten Seite der Hafen der Stadt mit andern Gebäuden. Auf dem Mosaik des Palastes sieht man deutlich gewisse Retouchierungen (so sind z. B. Spuren von mehreren Köpfen und einer Hand sichtbar), die, wie die moderne chemische Analyse des Materials ergab, zeitgenössisch waren und offenbar im Zusammenhang stehen mit dem Übergang der Stadt vom Arianismus zum Katholizismus. Die lange Prozession der Märtyrerinnen mit der Darstellung Mariens, des Jesuskinds und der drei Könige hat von jeher die Beschauer entzückt. Auf der Wand gegenüber thront Christus der Herr, zu dem die Heiligen, angeführt vom hl. Martin von Tours, dem «Ketzerhammer», wallen. Nur dieser Heilige sowie der ihm bald folgende Laurentius sind durch prachtvoll gewandung vor den andern ausgezeichnet. Im Chor sind vier schöne Säulen aufgestellt, die weder durch einen Baldachin noch sonst etwas belebt werden — man möchte nicht durch unglückliche Ergänzungen oder Neuschöpfungen die Kirche «verschandeln». Es ist das ein deutliches Zeichen, wie die Gegenwart Altertümern gegenüber ehrfurchtsvoller geworden ist und dem eigenen Talent weniger zutraut als vergangene Geschlechter. In einer Apsis sahen wir, wie die ergänzten Teile eines großen Gemäldes durch einen kaum störenden Strich von den alten Beständen abgehoben wurden.

Außerhalb der Stadt sind noch zwei Monumente von großer Bedeutung zu nennen. S. Apollinare in Classe entstand auf Drängen des Erzbischofs Ursicinus in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts und wurde 549 vom Erzbischof Maximilian konsekriert. Wegen ihrer Struktur, der herrlichen Säulen im Schiffe und der schönen Mosaiken in der Apsis gehört sie verdiensterweise zu den Sehenswürdigkeiten Ravennas, obwohl sie ein paar Kilometer außerhalb der Stadt liegt. In den Seitenschiffen sind zahlreiche Sarkophage — an denen Ravenna auch sonst reich ist — aufgestellt, die ein recht anschauliches Bild von der Zeit des guten Geschmackes bis zur Verfallsperiode geben und den Glauben vom ewigen Fortschritt der Menschheit in umgekehrter Richtung anschaulich machen.

In einer ganz anderen Gegend, ebenfalls vor der Stadt, ragt das Mausoleum Theoderichs wuchtig und großartig in die Höhe — selbst ein römischer Kaiser hätte damit wohl zufrieden sein können. Es ist verhältnismäßig gut erhalten; nur die Decke,

ein ungeheurer Monolith, weist einen Riß auf, der natürlich den Einwohnern allerhand Stoff zu Legenden über die Seelenruhe des arianischen Ketzers bot. Einst war dieses zweistöckige Monument am Gestade des Meeres, dem Ravenna seine Größe verdankt; heute liegt es viele Kilometer davon entfernt, was zur Folge hatte, daß Ravenna zu einer Provinzstadt herabsank, aber dadurch zum großen Teil seine Schätze behielt, obwohl zeitweise «Räuber» selbst im geistlichen Gewand kostbarstes Gut wegschleppten, um anderswo ihre Bauten damit zu schmücken. Leider bedroht aber in der Gegenwart Ravenna das Meer, dem es bisher sein Schutz war, weil die Poebene sinkt und besonders im Winter immer mehr Unterwasser in die Häuser eindringt und auch die Monumente gefährdet, wie man an mehreren Stellen leicht sehen konnte.

Im Erzbischöflichen Museum wird der Elfenbeinstuhl des hl. Maximian gezeigt, der wertvolle Schnitzereien aufweist, die jedoch nur teilweise erhalten sind. Einige Schritte davon ist die sog. Kapelle des hl. Petrus Chrysologus mit bemerkenswerten Mosaiken von Heiligen (6. Jahrhundert).

San Vitale, 526 vom Bischof Ecclesius unter den Goten begonnen und von seinen Nachfolgern vollendet, konnte 547 oder 548 eingeweiht werden. Der wuchtige achteckige Bau galt nach dem Bericht des Ravennatischen Geschichtsschreibers Agnellus (erste Hälfte des 9. Jahrhunderts) als «ohnegleichen in Italien» und weckt selbst heute noch die Bewunderung jedes Besuchers. Herrlich sind auch die Mosaiken sowohl in ihrer Ausführung wie in ihrem Inhalt. Majestätisch zeigt sich Kaiser Justinian mit seinem Gefolge, eine markante Gestalt ist Bischof Maximian mit seinen Begleitern (linke Seite des Chores). Nicht minder erhaben gibt sich Kaiserin Theodora mit ihren Hofdamen, alle sind sich in Keidung und Haltung ihrer hohen Stellung wohl bewußt. In kleineren Mosaiken sehen wir Darstellungen aus dem Alten Testament (Opfer Abels und Melchisedechs, künstlerisch gestaltete Bilder aus Abrahams Leben usw.). In der Apsis thront Christus als Weltenherrscher, jugendlich, ohne Bart, vom hl. Märtyrer Vitalis, dem er die Krone reicht, und von Ecclesius, der die von ihm erbaute Kirche trägt, umgeben. Es ist schwer, die ganze Farbenpracht in ihrer ganzen Lebendigkeit photographisch wiederzugeben, und deswegen entsprechen manche Photographien bei weiten nicht der Wirklichkeit des unmittelbar Geschauten.

Neben den Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigten wir auch eine Mosaikwerkstätte. Wir konnten hier feststellen, wie die prachtvollsten Bilder wirklich «bis auf Tüpfchen» mit den Methoden moderner Technik nachgeformt werden. Man besitzt da etwa 2500 Sorten verschiedener «Steine». Ein bekanntes Bild, wie zwei

Tauben am Rand eines Wasserbeckens sitzen, wurde uns u. a. gezeigt, das offenbar gerade fertig geworden war. Was uns jedoch einigermaßen verblüffte, war die Tatsache, daß man hier auch Werke moderner Künstler in Mosaik herstellte. Ein Segantini war z. B. auf diese Weise ausgeführt. Wir vernahmen, daß auch von der Schweiz, z. B. von Freiburg und aus dem Tessin, Aufträge eingegangen waren.

Zum Stadtbild Ravennas gehören die zahlreichen runden *Türme*, die einen eigenen Reiz ausüben. Die ersten dürften jedoch erst um 1000 gebaut worden sein.

Ravenna ist durch mehrere Kanäle mit dem Meer verbunden. Zudem führt eine Autostraße an die Adria. Welch einen Unterschied bildet der heutige Hafen mit der Herrlichkeit der ehemaligen Hauptstadt! Kleine Fischerboote ziehen jetzt an Stelle der kaiserlichen Flotten auf die hohe See. Die Fischer waren gerade daran, ihre Netze zu trocknen und zu flicken. Einige Frauen kauerten neben dem schmutzigen Wasser, um die Fische auszunehmen und zu waschen — eine Arbeitslose aus dem Venezianischen, die in den besten Jahren stand und fast germanisch aussah, hatte diese bescheidene Arbeit auf sich genommen und seufzte: die Tintenfische geben viel Arbeit, sind teuer und bringen nie ein, was sie an Mühe kosten!

So waren die Eindrücke in Ravenna — zu denen sich auf der Heimreise noch solche aus Perugia und Todi gesellten — vielseitig und nachhaltig: es ist eine Stadt, ein Museum von bestem Geschmack. Wenn man an all die byzantinischen Gestalten in Mosaik zurückdenkt, kommen sie einem bei weitem nicht so steif und leblos vor, wie man sie für gewöhnlich hält. Gewiß hat die überlegene Führung von Prof. Giuseppe Bovini, der übrigens erst vor kurzem im Zürcher Verlag Fretz und Wasmuth ein geschätztes Werk über die Kunstdenkmäler dieser Stadt, die ihm so ans Herz gewachsen ist, herausgegeben hat, wesentlich dazu beigetragen. Jedenfalls stellt Ravenna im künstlerischen Schaffen des 5. und 6. Jahrhunderts ein so glaubensfreudiges und zukunftsfrohes Christentum der ausgehenden Antike dar, wie man es bei den Familientragödien der kaiserlichen Familie, im Zusammenbruch des Römerreiches und mitten in der Zeit der Völkerwanderung wirklich nicht erwartet.

Josef Wicki, SJ, Rom

Kurse und Tagungen

Priester-Exerzitien in Schönbrunn bei Zug:
2.—11. August (Dr. Karl Stark).

Achtägiger Priester-Exerzitienkurs
vom 17. bis 26. August in *Feldkirch-Tisis*, Vorarlberg. Leiter: F. X. Hayler. Anmeldungen an: Exerzitienhaus, *Feldkirch-Tisis*, Postfach 31, oder Exerzitienhaus Tisis, *Postfach 30, Buchs* (SG).

Im Dienste der Seelsorge

Unser Vikar heißt «Christophorus»

Und gemeint ist unser Pfarrblatt, das den Namen «Christophorus» trägt, und je länger, je deutlicher sich für den Einspänner-Pfarrer als willkommener «Vikar» oder Pfarrhelfer bewährt. «Wir möchten das Pfarrblatt nicht mehr missen», sagen mir die Leute auf den Hausbesuchen. «Wir warten jeden Freitag mit Spannung auf die neue Nummer unseres Pfarrblattes», heißt es weiter in den Häusern herum.

Der «Christophorus» hat sich aus einem bescheidenen Pflänzchen zu einem respektablen Baum entwickelt. Anfangs der dreißiger Jahre wurde dieses Pfarrblatt von der Geistlichkeit des katholischen Birsecks und Basellands gegründet. Ein gutes Jahrzehnt besorgte Pfarrer Josef Sieber von Reinach die Redaktion. Anno 1950, als sich niemand unter dem Weltklerus finden wollte, der diese zusätzliche Arbeit zu übernehmen bereit war, nahmen wir unsere Zuflucht zu den Kapuzinern im Kloster Dornach, die sich auch da als treue Nothelfer bewährten und seither die Redaktion besorgten.

Unterdessen ist der «Christophorus» unter den wöchentlich erscheinenden Pfarrblättern wohl das am meisten verbreitete, mit seinen 112 Pfarreien und einer Gesamtauflage von rund 26 000. Wir dürfen ruhig beifügen, auch an Gehalt und Aufmachung marschiiert der «Christophorus» an der Spitze. Der Verlag, Buchdruckerei Bloch, in Arlesheim, gibt sich alle Mühe, das Pfarrblatt auf der Höhe zu halten, und ist immer sehr zugänglich für Wünsche und Anregungen aus dem Abonnentenkreis der Pfarreigeistlichkeit. Das wissen wir dankbar zu schätzen. Und der derzeitige Redaktor, auch ein Kapuzinerpater, hat das feine Gespür für das, was ins Pfarrblatt gehört. Er schreibt keine frommen Geschichtlein aus verstaubten Büchern, sondern er sucht immer aktuell zu sein. Darum wird unser Pfarrblatt auch wirklich gelesen, sogar von den Männern, wie ich und andere Amtsbrüder immer wieder freudig konstatieren

können. Aktuelle Fragen, wie der belgische Schulstreit, seinerzeit der Fall des spanischen Ex-Jesuiten Padrosa, und neuestens die Frage der Ausnahmeartikel der BV werden angeschnitten, und dazu bringt der «Christophorus» von Zeit zu Zeit Kurznachrichten «aus Kirche und Welt», welche besonders für jene Abonnenten gemünzt sind, die sonst keine katholische Zeitung im Hause haben. Wir Seelsorger müssen ja immer wieder die Erfahrung machen, daß unsere Aktion für die katholische Presse da und dort auf taube Ohren stößt. Besonders Diaspora-Seelsorger klagen darüber. Da bleibt der «Christophorus» vielmehr das einzige Blättli, das wenigstens jede Woche etwas katholische Geisteskost ins Haus bringt. Und wenn die Leute schließlich nur die vierte Seite unserer Pfarrenachrichten lesen, so kann auch auf dieser jedem Pfarrer reservierte Seite manches an den Mann — und an die Frau — gebracht werden, was in der Kirche und auf der Kanzel nicht gut vorgebracht werden kann.

Alles in allem, wir sind zufrieden mit dem «Christophorus», der seinem Namen alle Ehre macht. Und obschon der Pfarrblatt-Redaktor mit Humor — auch eine wichtige Tugend für einen Redaktor — bemerkte, es gebe sehr kritische Leser unter Klerus und Laien, so durfte er doch mit Genugtuung im «Briefkasten der Redaktion» vermerken, was ein «sehr kritischer Pfarrherr» auf seiner 4. Seite über das Pfarrblatt schrieb: «Das Pfarrblatt kommt jede Woche in Dein Haus und bringt Dir neben den Pfarrenachrichten aus der Redaktionsstube eines Pater Kapuziners Artikel, die über das Leben der Kirche und die Auseinandersetzung des Glaubens mit der Welt Bescheid geben. Auch an dieser Stelle sei der Redaktion einmal gedankt für die frische und praktische Art der Auseinandersetzung und Berichterstattung. Was der Pfarrblatt-Redaktor bietet, ist kein fader Zuckeraufguß, sondern wahrhaftes, kraftvolles Brot.»

Paul Hügli, Pfarrer

Die Sowjetisierung des menschlichen Geistes

Das Wort Tragik ist durch die Zunge des Alltags längst verflacht. Wenn wir darunter aber jenes vom griechischen Geist der Antike geborene Leid verstehen, das über den Menschen mit schicksalshafter Notwendigkeit hereinbricht und ihn mit zerstörender Gewalt vernichtet, seine sittliche Größe und eigentliche Würde sich jedoch gerade dadurch zu letzter Erfüllung erhebt, dann ist das Leben des Menschen in der SBZ in Wahrheit tragisch, denn vor allem seine geistig-seelische Situation ist unwitert von jener Tragik menschlichen Wollens, das, weil es um den Untergang weiß, um die Wahrheit mit letzter Hingabe ringt bis — zur Selbstvernichtung.

Der kommunistische Staat kann sich nicht mit der Loyalität seiner Bürger begnügen.

Der Bürger hat zu wählen zwischen Hingabe und Liquidation.

Es ist Irrtum oder Feigheit, heute noch den Glauben zu haben, durch Paktieren Schlimmeres verhüten zu können. Wer mit dem Totalitären paktiert, wird verschlungen. Es kann einen sogenannten bürgerlichen Widerstand, der das Opfer scheut, nicht geben. Es ist ein grundlegender Fehler Intellektueller, einige Elemente des Kommunismus positiv zu werten, man muß ihn stets als Ganzes sehen und werten. Mit diesem Ganzen aber gibt es keinen Kompromiß. Selbst eine taktische Umstellung von 180 Grad bedeutet keine Preisgabe von Ziel und Prinzip.

Was sich in der Sowjetzone abspielt, ist die Tragödie des Menschen schlechthin, die Tragödie jenes Wesens also, dessen Geschöpf-

lichkeit Diesseits und Jenseits umfaßt, dessen Ohnmacht seine Verlorenheit, dessen Unsterblichkeit seinen Triumph ausmacht. Die Ohnmacht der Gewalt gegenüber zerschlägt ihn, die Macht aber, sich selbst zu überwinden durch die freie Entscheidung scheinbar gegen das Leben, verleiht ihm die Würde und die Größe des Gottesbildes.

Überblicken wir alles, was bisher über die SBZ gesagt wurde, so erkennen wir: Der Mensch ist es, der dies alles erträgt. Nicht die wirtschaftliche Not, der Mangel an Lebensmitteln und an Kleidung ist die eigentliche Not der Menschen in der SBZ, sondern die geistige Not.

Der Kommunismus weiß, daß der Bestand eines politischen Systems nur dann von Dauer ist, wenn seine Menschen geistige Träger dieses Systems sind.

Der Gefangene des Kommunismus wird schon vor der Erschießung getötet, und seine menschliche Existenz ist längst tot, wenn er auch noch lebt. Und das ist die eigentliche Folter des kommunistischen Systems: er begnügt sich nicht mit dem äußern Besitz des Menschen, er beansprucht den ganzen Menschen, auch seinen Willen, seine Gedanken, seine innigsten Empfindungen. *Der Mensch muß an den Kommunismus glauben.*

Die kommunistische Weltanschauung, die Pseudoreligion von Karl Marx, wird den Menschen an jedem Ort und zu jeder Zeit unaufhörlich eingehämmert.

Mittel der Propaganda

Sie sind vielseitig. Da ist zuerst die *Schulung*. Sie dient einerseits der «Kaderbildung», andererseits der Massenbeeinflussung.

Für die Kaderbildung gibt es Internatenschulsysteme: die Parteihochschule «Karl Marx», etwa 100 Parteischulen, die sogenannte «Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, Walter Ulbricht», etwa 12 Verwaltungsschulen, die Jugendhochschule «Wilhelm Pieck», etwa 25 Jugend- und Pionierleiterschulen und die verschiedenen Schulen der Gewerkschaften und «Massenorganisationen». Das alles sind politische Schulen für die Heranbildung der «Kader», das heißt der Personen in Partei, Staat, Wirtschaft, Massenorganisationen, Verwaltung und Militär, die in wichtigen Funktionen zur Festigung des Systems beitragen. Die Lehrgänge dauern an den Spitzenschulen (Hochschule und Akademie) 1—2 Jahre, an den andern Schulen 3—12 Monate.

Für die Masse der übrigen Bevölkerung sorgen für die politische Schulung: das Parteilehrjahr der SED, das FDJ-Schuljahr (für Kinder und Jugendliche), die Staatspolitische Schulung, die Betriebsabendschulen des FDGB. Alle diese Schulungen werden mehrmals monatlich in Form von «Zirkeln» (eine Art Seminarbetrieb) durchgeführt.

Für die gesamte Bevölkerung verpflichtend ist die sogenannte «Innerbetriebliche Schulung». Sie wird grundsätzlich in jedem Betrieb an einem bestimmten Tag der Woche durchgeführt. So sind z. B. die öffentlichen Ämter jeden Mittwochvormittag für den Publikumsverkehr geschlossen, weil in dieser Zeit die Schulung stattfindet. An ihr muß der Abteilungsleiter ebenso teilnehmen wie die Putzfrau. Die verschiedenen Themen der Schulungen lassen sich unter einem Nenner zusammenfassen: Marxismus-Leninismus und seine Haltung zu den Tagesfragen. Angefangen vom Marxismus über die gesammelten Werke Stalins bis zur politischen Tagesphrase wird hier alles behandelt. Alle diese Schulungen bestehen aber nicht nur aus Vorträgen, dazu gehören auch Diskussionen, an denen sich jeder einzelne beteiligen muß. Jeder Teilnehmer wird gezwungen, «seine Meinung» zu dem Thema öffentlich kundzu-

geben. Dadurch wird der einzelne gezwungen, die kommunistischen Doktrinen und die jeweilige Parteimeinung, die Phrasen und Parolen nicht nur in sich aufzunehmen, sondern auch innerlich zu verarbeiten, denn «seine Meinung», die er nachher wiedergeben muß, muß ja stets mit der Meinung der Partei übereinstimmen, sonst ist er reaktionär, und das ist gleichbedeutend mit Hochverrat.

Auf diese Weise wird die Gedanken- und Gefühlswelt des einzelnen «genormt», auf die maßgebende Parteilinie gebracht. Eben auf dieser Parteilinie haben sich die Gedanken und Gefühle des Menschen zu bewegen: im öffentlichen Gespräch, in der Unterhaltung am Biertisch, in der Eisenbahn — überall.

Damit der Mensch aber nirgends die Parteilinie verläßt, hat das Regime genügend Vorsorge getroffen.

Das erste Mahnzeichen ist

die Sichtwerbung.

Das sind Plakate und Transparente, selbstverständlich rot. Sie verkünden die Dogmen des Kommunismus und die neuesten Parolen. Z. B.: «Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist.» — «Ewige Freundschaft mit der ruhmreichen SU.» — «Vorwärts zum Sozialismus.» — «Hinweg mit der Adenauer-Clique.» — An jeder Hauswand, an jeder Mauer, an jeder beklebbaren Fläche sieht man die Plakate; über jeder Straße, zwischen den Häusern hängen die Transparente.

Daneben gibt es fast in jedem Ort der SBZ

Aufklärungslokale

Das sind Lokale, in denen die Menschen durch Zeitschriften, Broschüren, Sichtwerbung und Diskussionen über die politischen Tagesfragen «aufgeklärt» werden. Weil niemand aber freiwillig diese Lokale besucht, muß man den Menschen auf andere Weise an seine Linientreue erinnern. Man baut *Friedensecken*.

Eine Ecke des Raumes wird mit rotem Tuch verkleidet, davor stellt man die Büste eines Parteigötzen oder auch nur ein Bild. Blumen, dazu kleine Spruchbänder mit den neuesten Losungen, Zeitungsausschnitte, «fortschrittliche» Fotografien. Das alles klebt oder hängt um den Stalin- oder Pieck-Kopf an der Wand. Oft steht auch ein kleines Tischchen dabei, auf dem Broschüren und Flugblätter liegen. Die Gestaltung der «Friedensecke» wird etwa wöchentlich erneuert. Sie ist vorgeschrieben für alle öffentlichen Gebäude.

Das Regime ist pedantisch, wenn es um die «geistige» Betreuung seiner Bewohner geht. Nicht nur an der Arbeitsstätte, auf der Straße, im Bahnhof wird an den Schulungsstoff erinnert, auch in jedem Theater und Kino, auch in der Eisenbahn. Durch Lautsprecher erklingt «fortschrittliche» Musik (das ist heute meist Militärmusik!), unterbrochen von Kommentaren, politischen Erklärungen und Parolen.

Hinzu kommt, daß es nur eine

Einheitspresse

gibt mit genormten Artikeln und Nachrichten, daß es nur einen genormten staatlichen

Einheitsrundfunk

gibt, dessen Programme in erster Linie politisch sind.

Damit der Mensch nicht in der ihm verbleibenden Freizeit durch «schlechte» Bücher das Gift ketzerischen Geistes einatmet, wird auch der *Büchermarkt* vom Staat gelenkt und kontrolliert. In den Buchhandlungen wird fast nur noch stalinistische Literatur angeboten. Die Antiquariate sind größtenteils geschlossen worden, die Volks-

büchereien wurden längst «gesäubert», und selbst die Deutsche Bücherei in Leipzig, die die gesamte deutschsprachige Literatur seit 1913 sammelt, mußte es sich gefallen lassen, daß alle westliche Literatur und nicht erwünschte klassische Literatur (z. B.: Schopenhauer, Nietzsche, Stefan George, Rilke) unter Verschuß gestellt wurden. Die Liste der verbotenen schöngestigen Bücher ist inzwischen auf über hundert Namen erweitert worden.

So wie man sich um den Geist sorgt, so sorgt man sich auch um das Gefühl. Dazu dienen die kommunistischen

«Feiern».

Man baut Altäre, darüber ein Stalin-Bild, golden umrankt, auf dem Hintergrund einer roten Fahne; auf dem Altar liegen die Opfergaben, Geld, Früchte, Zettel mit Selbstverpflichtungen; es werden Worte Stalins bzw. anderer roter Größen vorgelesen, Szenen aus dem Leben großer Kommunisten werden geboten. Fanfarenklänge und Trommeln begleiten beim An- und Abmarsch den Gleichschritt. Erscheint ein hoher sowjetischer Funktionär, so ist rhythmisches Händeklatschen über dem Kopf befohlen.

Und noch etwas gibt es, wobei der Mensch sein sowjetisiertes Gehirn vergessen könnte: den

Sport.

Also schaltet sich das Regime auch hier ein. So z. B. muß der Spielführer einer Fußballmannschaft, für die die Jungen sich begeistern, in der Pause eine «fortschrittliche» Ansprache über den Lautsprecher halten, das heißt politische Phrasen dreschen.

*

So ist der Mensch von früh bis spät physisch in Arbeitsnormen, Leistungssteigerung und Aktivismus, geistig in ein engmaschiges Netz aus Propaganda, Losung, Phrase und Parole eingespannt. Der Mensch muß denken, was die Partei denkt, er muß sprechen, was die Partei spricht. Tut er es nicht, vernichtet er damit früher oder später seine Existenz, seine Freiheit — sich selbst. Der Mensch aber will leben, er trägt Verantwortung, also muß er lügen, muß die Meinungen der Partei wiederholen, mag er auch innerlich von noch so brennendem Haß erfüllt sein. Das geht schließlich so weit, daß auch die letzten, die innersten Empfindungen des Menschen gelenkt und kontrolliert werden, die *Liebe*. Auch das persönlichste Anliegen zweier Menschen wird sowjetisiert. «Die Liebe ist ein Ereignis, das über das Leben entscheidet wie der Eintritt in die kommunistische Partei» («Das Glück», Roman von Pjotr Pawlenko). Die Voraussetzungen für eine echte Liebe zwischen Mann und Frau sind laut Weisung der Partei: die Einmütigkeit in der Liebe zum (kommunistischen) Staat, zur Partei und der gemeinsame Wille zu höchster Arbeitsleistung im Interesse der Gesellschaft. (Vgl. «Heft des Propagandisten», 17.)

Isolierung des Menschen

Nun kann man einwenden, die Mehrzahl der Menschen in der SBZ lehne das System ab, also sei es doch möglich, daß sich die Menschen gleicher Gesinnung zusammenfinden, daß man nur den Funktionären des Regimes gegenüber sein Denken, Handeln und Empfinden sowjetisiert wiedergeben müsse. Nein, auch diese Möglichkeit gibt es nicht.

Auch die Kommunisten wissen um das Verlangen der Menschen nach Gemeinschaft, sie wissen um die Harmonie der Seelen. Sie wissen aber auch, daß diese Gemeinschaft,

diese Harmonie für sie eine Gefahr ist, denn dann besteht ja die Gefahr des Widerstandes. Also muß der Mensch isoliert werden, es darf keine Brücke zwischen den einzelnen geben, kein Vertrauen, keine Freundschaft, keine Liebe. Nichts fürchtet das System mehr als die Gemeinschaft. Es will die Masse, das Kollektiv. Ein raffinierter Staatsapparat trägt Sorge dafür, daß keine Gemeinschaft entsteht, daß der Mensch isoliert bleibt: der SSD, der Staatssicherheitsdienst. Er ist das Auge des Sowjetisators.

Gefangene, die den Zuchthäusern der SBZ entrannen, berichten: «An den Türen der Gefängniszellen befindet sich eine kleine Öffnung, ungefähr so groß wie ein Auge. Sie spielt eine ganz bestimmte Rolle im Zellendasein des Gefangenen. Durch das Fensterchen hat der Aufseher die Möglichkeit, den Gefangenen zu beobachten. Er tut dies keineswegs ständig, aber der Gefangene weiß, daß es geschieht. Er ahnt nur nicht, wann das Auge des Aufsehers an dem Fensterchen ruht. Sooft er nach dem Fensterchen blickt, hat er das Gefühl, beobachtet zu werden. In der Zelle herrscht ein strenges Reglement. Die Gefangenen dürfen die Pritsche nur von 22 Uhr bis 6 Uhr benutzen; während des Tages müssen sie sitzen oder in der Zelle auf und ab gehen. Jeder Versuch, mit der Nachbarzelle durch Klopfeichen in Verbindung zu treten, ist strengstens untersagt. In besonders schweren Fällen wurde sogar ein besonderes Sitzreglement befohlen. Rührt sich der Gefangene, so muß er damit rechnen, daß der Aufseher die Tür aufreißt, ihn bedroht oder mißhandelt. Er erlebt auch, daß ihm bei Vernehmungen plötzlich vorgeworfen wird, welchen Gesichtsausdruck er in der Zelle zur Schau getragen hat. Das alles ist Methode; denn dadurch wird die Häftlingspsychose erzeugt. Ständig glaubt sich der Mensch in der Gefängniszelle beobachtet, er sieht keinen Ausweg mehr, er kann nicht mehr ganz unbefangen er selbst sein; alle seine Gedanken sind nur noch darauf gerichtet, sich mit der Frage seiner Existenzbewahrung zu befassen. So vollzieht sich, ohne daß es der Gefangene merkt, eine seelische Umwandlung: er wird dem Terrorsystem unterworfen.

Dieses Beispiel ist typisch. Es kennzeichnet nicht nur die seelische Lage des Gefangenen, sondern darüber hinaus die der gesamten Sowjetzone.

Das Auge der Gefängniszelle, das Auge des Sowjetisators, ist in der SBZ oder SSD. Wie weit er ausgedehnt ist, weiß kein Uneingeweihter genau. Die Machthaber geben mitunter oft selbst sehr hohe Zahlen an, sie verschleiern auch nicht die zahlreichen Verhaftungen und Verurteilungen. Warum? Die Menschen der SBZ sollen wissen, daß sie überwacht werden. Es geht um einen psychologischen Effekt. Je häufiger der Wärter die Zellentür aufreißt, um so überzeugter ist der Häftling, dauernd überwacht zu werden: die Angst steigert sich, die Hoffnung wird schwächer, der Wille zum offenen Widerstand zerbricht. Der Mensch gehorcht, erträgt, erduldet, schweigt. Die Menschen der SBZ dürfen nicht wissen, wann der SSD zugreifen wird. Je ungewisser der Zeitpunkt, um so nachhaltiger der Eindruck einer Allgegenwärtigkeit des SSD. Er kann jeden Augenblick auftreten, es kann jede Nacht zwischen 2 und 4 läuten, und es können die bewußten drei Mann erscheinen. Die Menschen der SBZ dürfen nicht wissen, wer zum SSD gehört. Es kann dieser, es kann jener sein. Vielleicht der Hausherr, der Untermieter, vielleicht sogar die eigene Frau, der eigene Sohn! Die Folge: keiner vertraut dem andern, man spricht mit keinem, wenn es nicht unbe-

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

25 Jahre Kirchenbauverein

Der Kirchenbauverein des Bistums Basel wurde von Bischof Leonhard Haas sel. ins Leben gerufen, ist aber später sozusagen untergegangen.

Anno 1930 hat Bischof Josephus Ambrühl sel. ihn neu belebt. Seit 1938 haben wir ihn ausgebaut.

Seit 1930 entstanden im Bistum Basel rund 100 neue Kirchen und Kapellen. Von diesen erfreuten sich 85 einer zum Teil maßgeblichen Unterstützung durch den Diözesankirchenbauverein. Durch seine laufenden Sammlungen und die durch den Verein organisierten Kollektenpredigten, speziell für die Diasporapfarrer, flossen in den letzten 25 Jahren mehr als 10 Millionen Franken zusammen. Die effektive Bausumme dieser rund 100 Kirchen und Kapellen ist aber um ein Mehrfaches höher als diese durch den Kanal des Kirchenbauvereins geflossenen 10 Millionen. Außerdem haben die Gläubigen des Bistums Basel vorab für die Kirchenbauten der Zürcher Diaspora allzeit wesentlich beigesteuert. Das katholische Volk des Bistums Basel hat sich also im Laufe von nicht einmal einer Generation prächtige Denkmäler seiner Gottes- und Kirchentreue gesetzt. Besonders in der Diaspora, wo vor der Reformation prächtige Münster, Kirchen und Kapellen Eigentum der katholischen Kirche waren, sind neue Gotteshäuser entstanden und kann, dank der in der Verfassung verankerten Glaubens- und Gewissensfreiheit wieder regelmäßig katholischer Gottesdienst gehalten werden.

Die Niederlassungsfreiheit, d. h. die Freizügigkeit des Arbeitens und Wohnens, brachte uns seit etwa hundert Jahren eine innerschweizerische Völkerwanderung. Die Kirche wurde vor neue Aufgaben gestellt. So wurde das 20. Jahr-

hundert so recht zum Jahrhundert der innern Missionierung und religiösen Aktivierung der Städte und Industriegemeinden, also auch zum *Jahrhundert der Kirchenbauten*.

An diese Tatsachen erinnert der dieser Tage erschienene 20. *Rechenschaftsbericht* des Kirchenbauvereins des Bistums Basel, der in der gewohnt detaillierten Form und versehen mit dem Prüfungsbericht der Revisions- und Treuhand-AG REVISA erscheint. Erstmals wird dieser Bericht durch ein reich illustriertes Flugblatt ergänzt, das den Gedanken des Kirchenbaues in möglichst weite Kreise des katholischen Volkes tragen soll. Bericht und Flugblatt seien der Aufmerksamkeit aller Katholiken bestens empfohlen; denn die Arbeit des Kirchenbauvereins ist noch keineswegs beendet. Noch immer sind über 50 Bauvorhaben anhängig und sollten im Laufe der kommenden Jahre und Jahrzehnte der Verwirklichung entgegengeführt werden. Helfen wir darum allen Glaubensbrüdern, wo immer sie sich aufhalten, ihrem angestammten Glauben treu zu bleiben! Das können wir tun durch:

- Unterstützung der regelmäßigen Haus- und Kirchenkollekten in der Pfarrei;
- Gaben und letztwillige Verfügungen, die auch mit Nutznießungsvorbehalten belastet sein dürfen;
- Gebete für die weitere Verbreitung und Vertiefung des religiösen Lebens und für guten und genügenden Priesterwachstum.

Die hochw. Herren Pfarrer mögen gelegentlich hiezu aufrufen. Den H.H. Generalvikaren und dem umsichtigen Verwalter sei für ihre Mühewaltungen gebührend gedankt.

Mit Gruß und Segen

† Franziskus,
Bischof von Basel und Lugano

dingt sein muß. Der Mensch schweigt. Deshalb gab es bis zum Juni 1953 keine größeren Widerstandsgruppen, deshalb ist es auch irrig, anzunehmen, das kommunistische System in Rußland könne durch inneren Widerstand der Bevölkerung zusammenbrechen. Die Menschen können ja gar nicht zusammenfinden. Die durch das System gelenkte Angst isoliert sie. So wird die SBZ

die Zone des Schweigens.

Aber durch die grauenvolle Stille des sowjetzonalen Alltags gelbt dumpf der Trommelwirbel des Systems, verkünden Rundfunk, Presse, Broschüren, Film und schulende Funktionäre, Plakate und Transparente die Lehre, die Parole, die Meinung der Machthaber.

Dieses *teufliche System* aus hemmungsloser Propaganda und geheimer Überwachung, aus Raffinement und Brutalität setzt die Menschen einer *ungeheuren Spannung* aus. Jeder einzelne hat einen doppelten Kampf zu bestehen: den Kampf gegen das System

und den Kampf gegen sich selbst. Deshalb kommt für jeden einzelnen einmal die Stunde, in der seine Kraft zu Ende geht. Es ist jener Augenblick, in dem die Schwingungen der Drähte aufhören und ihr Zerreißen nur noch eine Frage von Tagen oder Stunden ist.

Dann gibt es für den Menschen drei Wege: die *Kapitulation* = Auslieferung seines Ichs an das System, die *Flucht* oder den *Zusammenbruch*.

Auf dem ersten Weg treffen wir die Linientreuen, die Diener des Staates. Auf dem zweiten Weg begegnen wir jenen Tausenden und Millionen von Flüchtlingen, die vor den Aufnahmeausschüssen in Westberlin oder der Bundesrepublik nicht nachweisen können, daß ihr Leben oder ihre Freiheit unmittelbar bedroht war, sondern die SBZ aus «*zwingenden Gründen*» (so lautet die amtliche westdeutsche Formulierung) verließen. Und das sind die «*zwingenden Gründe*»: die Ohnmacht, das «*Nicht-mehr-Können*», der drohende und bevorstehende physische und geistige Zusammenbruch. Auf

dem dritten Weg liegen die Zerschlagenen, die in Ueberschätzung ihrer eigenen Kraft oder weil die Ohnmacht zu überraschend kam nicht flohen oder fliehen konnten.

Dafür ein Beispiel: Während eines sogenannten FDJ-Zirkels, dessen Besuch verpflichtend war, sprang plötzlich ein Student der Medizin auf, schrie den SED-Funktionär nieder und — — — niemand hat ihn

seit diesem Tage wieder gesehen. Jahrelang hatte er den Kampf mit jener unheimlichen Macht schweigend ausgetragen. Dann war es plötzlich geschehen.

Was hier in der namenlosen Stille des unbekanntes Alltags geschah, wurde am 16. und 17. Juni 1953 in Osterlin und der ganzen SBZ zur schicksalhaften Tragödie der Öffentlichkeit (KIVO)

C U R S U M C O N S U M M A V E R U N T

P. Adalbert Häfliger, OSB, Engelberg

Als die Trauerbotschaft vom Hinschied P. Adalberts am 15. Juni bekannt wurde, waren nicht nur die Mitbrüder und die Familie des Verstorbenen zutiefst erschüttert, sondern mit ihnen ein großer Kreis ehemaliger Engelberger Studenten, denen immer mehr bewußt geworden war, was für einen guten Erzieher und Freund sie an ihrem Präfekten und Professor hatten. Nun ist auch er seinem Gefährten P. Leopold Beul im Tode nachgefolgt, den die Mönche von Engelberg zwei Tage zuvor zu Grabe getragen haben. P. Adalbert Häfliger ist in Wellnau bei Triengen am 9. November 1885 geboren. Als Vierzehnjähriger durfte er in die Stiftsschule am Fuße des Titlis einziehen und offenbarte dort bald seine reiche Begabung. 1905 bestand er im Kollegium Mariahilf in Schwyz die Matura und bat 1906 um Aufnahme an der Klosterpforte von Engelberg. Nach seiner Probezeit und nach der Priesterweihe im Jahre 1910 begann seine Tätigkeit als Professor am Gymnasium für die deutsche, lateinische und griechische Sprache. Zur weiteren Ausbildung bezog er in den Jahren 1918 und 1919 die Universität Zürich und übernahm dann die Professur am Lyzeum, die er viele Jahre innehatte. P. Adalbert war nicht ein landläufiger Lehrer. Er hatte eine Autorität eigener Art, die ihm die Hochachtung und Liebe seiner Studenten eintrug. Er verstand es, ihnen die Geheimnisse der Sprachen aufzuzeigen, und seiner großen musikalischen Begabung ist es wohl zu verdanken, daß auch sein Unterricht von einer spontanen Einfühlung durchdrungen war. Seit 1912 war er Subpräfekt unter dem gestrengen P. Frowin Durrer, dann von 1918 an Präfekt am Gymnasium und endlich von 1928 bis 1943 Präfekt am Lyzeum. Es ist nicht leicht zu sagen, welches in diesen Ämtern sein Geheimnis war. Jeder seiner Schutzbefohlenen mußte aber erkennen, daß er liebenden und sorgenden Händen anvertraut war, wenn auch das Temperament P. Adalberts dann und wann machtvoll zum Durchbruch kam. Doch jeder wußte, daß die Sonne bald wieder schien, und niemals büßte P. Adalbert dadurch an Ansehen und Hochachtung ein. Eines der schönsten Zeugnisse für seine hohe Erziehungsaufgabe sind die vielen Freundschaften, die er mit den ehemaligen Studenten pflegen durfte. Manchem dieser Ehemaligen galt das Wort P. Adalberts auch viele Jahre später als väterliches und mütterliches Wort, als das Wort eines offenerzigen, verstehenden, aber auch gütig besorgten Mönches. Zahllos sind die Briefe, die bis zu seinem Tode von seinem Tisch hinausflogen zu seinen Freunden, und seine wenigen Worte wirkten oft mehr als langes Zureden.

Neben der großen Arbeit in der Schule und in der Präfektur lastete auf den Schultern P. Adalberts auch der Taktstock über Chor und Orchester. Eine Aufgabe, die ihm nicht nur eitel Freude machte. Aber er war ein froher Musikant von beschwingter und romantischer Art, und auch seine Kompositionen tragen das Herz auf den Händen.

Während vollen 23 Jahren war er Stiftskapellmeister. Das bedeutet eine Unsumme von Arbeit vorab mit den immer neu kommenden und wieder scheidenden Studenten.

Als P. Adalbert im Jahre 1943 sich von der Schule zurückzog, ging ihm ein Wunsch in Erfüllung, den er im geheimen schon lange hegte. Er kam als Spiritual und Katechet auf die Marienburg bei Wikon. Nochmals gab er seinen neuen Schutzbefohlenen reiche Gaben aus der Fülle seines Herzens und seines Könnens und wurde den Schwestern und Schülern ein guter Berater und geistlicher Führer, ein tüchtiger Lehrer und Leiter. Aus dieser Tätigkeit hat ihn der Vater im Himmel zu sich heimgeholt. Schweren Herzens nahm eine große Trauergemeinde von ihm Abschied. Und doch hat ihn mancher darum beneidet, daß er so nahe seiner betenden und singenden Brüder sein Grab haben darf. Möge er nun seine Stimme erheben zum jubelnden Lobe Gottes in alle Ewigkeit. Hs.

P. Leopold Beul, OSB, Mariastein

Am 13. Juni erlag im Kloster Mariastein P. Leopold Beul einer Herzlähmung. Der bald 70jährige Verstorbene hat einen wenig bewegten Lebensweg gemacht, wie es seiner einfachen, demütigen Art entsprach. Als Kind eines Schreinermeisters ist er am 23. Januar 1886 in Lachen geboren. Als er in die dritte Klasse der Stiftsschule in Engelberg eintrat, fiel er bald durch seine seltene musikalische Begabung auf. Mehr als einmal schleppten die Studenten ein Klavier in den Studiensaal und hörten seinem Spiel begeistert zu. Nach der sechsten Klasse trat er in das Noviziat ein und empfing im Jahre 1910 die heilige Priesterweihe. Von da an treffen wir ihn als Lehrer für Geschichte, Geographie, Religion, Stenographie und Kalligraphie in den untern Klassen an, und dazu bekam er ein großes Pensum von Musikstunden. P. Leopold war nicht ein Mann der starken Hand. Die Studenten machten ihm oft Kummer und Verdruß. Doch ließ er sich darüber nicht aus der Ruhe bringen. So oft er auch mit der Uhr in der Hand durch die Gänge des Klosters und Kollegiums ging, stand er dennoch hoch über der Zeit, besonders wenn er an der Orgelbank saß oder im mächtigen Orgelgehäuse seine lieben Kinder, die unzähligen Pfeifen oft bizarrster Art vorführte. Hier war er ganz zu Hause. 1920 wurde die Chororgel ausgebaut, und 1925 begann der Umbau der großen Orgel der Stiftskirche. Es kostete ihn ein großes Stück Arbeit und eine unermüdete Zähigkeit, diese Orgel zu seinem Werk werden zu lassen. Heute lobt sie ihren Meister. Wenn auch P. Leopold nicht die Wendigkeit für einen Reisenden besaß, so mußte er doch unzählige Male zu Tale fahren, um als Organist oder Experte im ganzen Schweizerland zu wirken. Es wird nicht viele Organisten geben, die die Kunst der Improvisation so gut verstanden wie er. Ein Amt, das er begleitet war immer stille und abgerundet, weil er es verstand, die Königin der Instrumente zu einer würdigen Dienerin Gottes zu machen. In den Jahren

1931 bis 1938 wirkte P. Leopold als Organist und Kapellmeister im Kloster Disentis, ging dann für kurze Zeit auf die Marienburg nach Wikon und kehrte 1941 wieder nach Engelberg zurück. Auf seinen letzten Posten, nach Mariastein, kam er im Jahre 1946. Mit großer Freude übernahm er dort wiederum das Amt des Organisten und Dirigenten. Neben einer Reihe von kleineren Kompositionen sind aus seiner Hand zwei Messen hervorgegangen, die Zeugnis geben von seiner kindlich frommen Art und Innigkeit. P. Leopold hat sicher nirgends besser seine reichen Talente zur Wirkung bringen können, als im Dienste der Musica sacra des Klosters. So gern er einen Blick in die Welt hinaus tat, so gern schloß er auch wieder die Klosterpforte hinter sich zu. Nun möge sich ihm die Pforte des ewigen Lebens weit öffnen zu ewigem Preislied Gottes. Hs.

Kaplan Peter Meyer, Obbürgen

Das Wort, daß ein Kirchenbau einem Pfarrer das Leben koste, hat sich wieder einmal erfüllt. Vor einem Jahr konnte Kaplan Meyer seine schöne Bergkirche in Obbürgen (NW) in festlichem Schmuck zur Weihe darbringen, und am 17. Juni mußte er sein Leben dem Schöpfer zurückgeben. Kaplan Meyer stammte aus Chur, wo er am 25. Oktober 1888 geboren wurde. Sein Vater war Protestant; doch traten alle drei Kinder in den geistlichen Stand ein. Nach seinen theologischen Studien in St. Luzi wurde Peter Meyer am 20. Juli 1913 zum Priester geweiht. Kurze Zeit wirkte er als Kaplan in Ems. Bald darauf wurde er Pfarrer in Schmitzen und 1922 Kaplan in Obbürgen. Während 33 Jahren hatte er diesen Posten inne. Der Bau einer neuen Kirche beschäftigte den neuen Kaplan schon sehr bald. Unermüdet sammelte und bettelte er, wenn auch seine Pfarrkinder noch nicht recht an die neue Kirche glauben wollten. Doch zäh und voll Vertrauen blieb der Kaplan bei seinem Plan, und als er endlich vor dessen Verwirklichung stand, wurden die Schwierigkeiten nicht kleiner. Allseits brauchte es Verständnis und Geduld; aber dann erstand ein Werk, das sich wahrhaft sehen lassen kann. Kirche und Friedhof sind für den Verstorbenen ein prächtiges Denkmal geworden. Am 3. Juni erlitt er einen Zusammenbruch am Altar, und die folgende Operation konnte das Leben nicht mehr retten. Kaplan Meyer darf nun am Herzen seines Meisters ausruhen von seinem mühsamen Werk im Weinberg. Hs.

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Herausgeber:

Professorenkollegium der Theologischen
Fakultät Luzern

Redaktionskommission:

Professoren Dr. Herbert Haag, Dr. Joseph
Stirnimann, Can. Dr. Joh. Bapt. Villiger

Alle Zuschriften an die Redaktion,
Manuskripte und Rezensionsexemplare
sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20

Eigentümer und Verlag:

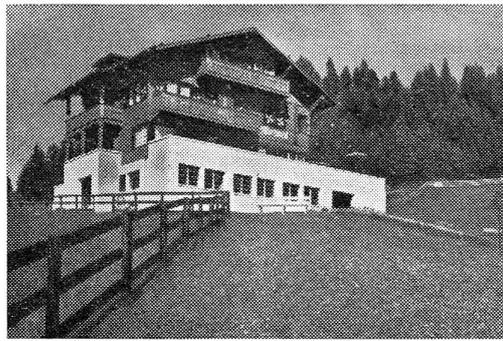
Räber & Cie., Buchdruckerei, Buchhandlung
Frankenstrasse 7-9, Luzern
Tel. 2 74 22

Abonnementspreise:

Schweiz: jährl. Fr. 15.—, halbjährl. Fr. 7.70
Ausland: jährl. Fr. 19.—, halbjährl. Fr. 9.70
Einzelnummer 40 Rp.

Insertionspreise:

Die einspaltige Millimeterzeile oder deren
Raum 14 Rp. Schluß der Inseratenannahme
Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128



Alpines Ferienhaus «Miraval»

Scardanal bei Bonaduz Grb., • 1200 m Höhe

Tel. (081) 4 71 89

in anmutiger Landschaft, mit lohnenden Skimöglichkeiten (absolut lawinensicher), empfiehlt sich bei mäßig. Preisen für die Durchführung von Herbst- und Winterlagern, auch für Erwachsene, 30 Plätze. Fließ. W. in allen Zimmern.

Leitung: Prof. Knapp-Gerster.

Pfarrköchin

übernimmt sofort Aushilfe. Eilofferten an **Frl. Rosine Mittner**, Schloß Courgenay, Berner Jura. Tel. ab 8 Uhr morgens (066) 7 12 76 bis 27. Juli, spätere Offerten bitte an die Expedition der «KZ».

Noch steht im idyllischen Dorf Compadials (Bündner Oberland — 1060 m ü. M.) ein

schönes Haus

mit geräumigen Zimmern, elektrischem Licht und Herd, für Juli und August für Bubenkolonien von bis 50 Personen (auf Stroh) billig zur Verfügung. — Evtl. Anmeldungen an

Florin Degonda, Lehrer, Compadials, Telefon (086) 7 61 32.

Ruhige, einfache

Tochter

gesetzten Alters, sucht Stelle zu einem geistlichen Herrn, mit kleinem Betrieb. — Adresse unter 2979 erteilt die Expedition der Kirchenzeitung.

Seriöse, jüngere Frau sucht

Aushilfsstelle

in Pfarramt oder Pfarrhof. Eintritt sofort möglich. Luzern und Umgebung bevorzugt.

Offerten unter Chiffre N 40511 Lz an die Publicitas Luzern.

Lorbeeren in Kübeln

Pyramiden 120—220 cm Höhe. Stämmli 40—65 cm Durchmesser.

E. Bernhard
Baumschulen, WIL (SG)
Tel. (073) 6 22 33

Inserat-Annahme

durch **RÄBER & CIE.**,
Frankenstraße, LUZERN

Zu verkaufen

- 1 Kruzifix, Holz, Höhe etwa 126 cm,
- 1 Kruzifix, Höhe etwa 60 cm, beide Stücke echt Barock,
- 1 Got. Madonna mit Kind, etwa 1 m hoch.

Offerten unt. Chiffre 4743 Z an Orell-Füßli-Annoncen Zürich 22



Elektrische

Glocken - Läutmaschinen

System E. Muff, Triengen

Anerkannt absolut einwandfreie Betriebssicherheit. Nach 25jähriger Tätigkeit und Erfahrung auf dem Läutmaschinenbau arbeite ich seit Anfang 1954 auf eigene Rechnung. Eine große Anzahl seit dieser Zeit im Betriebe befindlicher Maschinen wird Sie von der äußerst guten Qualität meiner Arbeit überzeugen. — Unverbindliche Offerten durch die Firma

Telefon (045) 5 47 36

ED. MUFF, TRIENGEN

Achtung: Mit meinem System werden keine gültigen Patente verletzt



ges. geschützt

Glocken-Läutmaschinen

⊕ Patent

Originalsystem MUFF

Größte Erfahrung — 35 Jahre
Unübertreffliche Betriebssicherheit

Joh. Muff, Ingenieur, Triengen, Telefon (045) 5 45 20

Ausgeführte Anlagen: Kathedralen Chur, St. Gallen, Einsiedeln, Maria-stein, Lausanne, St-Pierre Genf, Hofkirche Luzern, Basler Münster, Berner Münster (schwerste Glocke der Schweiz, 13 000 kg), Dom Mailand usw.

Warnung vor Namen-, Marken- und Patentmißbrauch!
Beachten Sie die Telefonnummer!

NEUERSCHEINUNG:

Das Handwerk im Dienste der Kirche

Eine norddeutsche Arbeitsgemeinschaft des Kunsthandwerks hat diesen prächtig illustrierten Band als Jahresgabe herausgebracht, der einen Überblick bietet über beste kunsthandwerkliche Schöpfungen aus den verschiedenen Bereichen des Handwerks. Die Auswahl umfaßt Beispiele in Edelmetall, Eisen, Metall, Farbe, Holz, Papier und Leder, Keramik und Textil.

132 Seiten, Kunstdruck, kart. Fr. 6.90

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN

ERSTE URTEILE

über

HERBERT THURSTON

Poltergeister

(Bd. I der Reihe «Grenzfragen der Psychologie», herausgegeben von Prof. Dr. Gebhard Frei)
Aus dem Englischen übersetzt von Magda Larsen, Vorwort von Gebhard Frei. 278 Seiten, Leinen Fr. 12.50

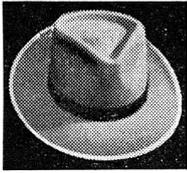
«Tagesanzeiger», Zürich: «Man soll über solches Treiben ruhig lachen — sicher aber wäre es voreilig, diesen Dingen ausschließlich einen Platz im Bereich Hoffmannscher Erzählungen einzuräumen. Denn als unvoreingenommener Leser kann man dem verstorbenen Verfasser, der die Erscheinungen der Parapsychologie gründlich studiert hat, Umsichtigkeit, Urteilsfähigkeit und Kritik nicht absprechen.»

«Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln»: «Das Buch wird Aufsehen erregen; es berichtet eine Reihe seltsamer Tatsachen und untersucht die Glaubwürdigkeit derer, die sie zuerst aufgezeichnet haben, vergleicht die Fakten miteinander und stellt bestimmte Übereinstimmungen fest. Als Ergebnis stellt der gelehrte Jesuit fest, daß die Tatsache von Spuk- und Geistererscheinungen sich wohl nicht bezweifeln läßt.»

Dr. Otto Karrer im «Vaterland»: «Auf alle Fälle ist das reiche Tatsachenmaterial Thurston's für die psychologische Forschung interessant.»



VERLAG RÄBER & CIE., LUZERN



Für **FERIEN** und **REISE**
empfehlen
CHAPELLERIE FRITZ

den **wetterfesten Sommerhut,**
das **Béret, das schwarze Hemd,**
den **Dauerkragen mit Collar**

Basel, Clarastr. 12
Telephon 24 60 26

Auswahlen werden gerne gemacht

Für die Ferien

erfolgt postwendende Bedienung für Kragen aller Art, Klapp- oder Reißverschluss - Collare, schwarze, kochechte Popeline- oder farbechte Trikothemden, Hosenträger, Lüsterwestons, Tropicalanzüge, Nylonmäntel, Reisebreviere, Feldaltäre und alles Zubehör durch

Tel. 041 / 2 33 18

J. Sträble, Kirchenbedarf, Luzern



Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**

beziehen Sie vorteilhaft bei

Fuchs & Co., Zug

Telephon (042) 4 00 41

Veredigte Meßweine liefern an

ZU VERKAUFEN, günstig, aus Erbschaft:

Eßzimmer Fr. 750.—

Auszugtisch, 6 Stühle mit Polster, Buffet Einzelanfertigung, Kirschbaum, poliert

Salonmöbel Fr. 400.—

Vitrine, Sofa, rundes Tischchen mit Glasplatte Einzelanfertigung, Kirschbaum, poliert

Herrenzimmer

4 Fauteuils zu Fr. 150.—
Klubbtschli mit Ausziehtablen Fr. 200.—
Schreibtisch mit engl. Zügen und Sessel Fr. 400.—
Einzelanfertigung, Nußbaum, evtl. auch einzeln

Gartenmobiliar

Gartenbank, Gartentisch und 4 Klappstühle Fr. 100.—
Sonnenschirm mit Sockel Fr. 60.—
Rohrliegestuhl Fr. 25.—
Gartenschlauch und Rasenspritzgerät Fr. 50.—
Rasenmämmaschine Fr. 25.—

gegen Barzahlung und sofortige Wegnahme

Auskunft: Telefon (041) 3 74 80, ab 19.00 Uhr



*Kirchenfenster
Vorfenster
Renovationen*

H. R. SÜESS-NÄGELI Kunstglaserei Zürich 6/57
Langackerstraße 67 Telephon (051) 26 08 76 oder 28 44 53

Verlangen Sie bitte Offerten oder Vorschläge!

Berücksichtigen Sie die Inserenten der Kirchen-Zeitung

Ordens-Literatur

BERNHARD v. ACKEN — Lebensschule für Ordensfrauen

Dieser vorbildliche «Katechismus des Ordenslebens» behandelt systematisch Ordensstand, Ordensleitung, Ordensleben, Ordensberuf und Ordensverwaltung.

7. Auflage, 356 Seiten, Ln. Fr. 13.65

— Die Oberin im Plane Gottes

Praktisch-lebensnahe Ratschläge zur Menschenführung auf dem Weg des Vollkommenheitsstrebens. Neben den Richtlinien Papst Pius' XII. sind vornehmlich die Ratschläge der heiligen Theresia von Avila und des heiligen Franz von Sales berücksichtigt.

243 Seiten, Ln. Fr. 10.—

L. COLIN — Meine Ordensregel

Wesen — Feinde — Quellen — Vorzüge
Besonders praktische Bedeutung geben dem Buch die zahlreichen Zitate aus den Werken der heiligen Ordensstifter, mancher großer Theologen und aus den verschiedenen Orden und Genossenschaften.

276 Seiten, Ln. Fr. 11.65

ANTON EHL — Die Ordensschwester im Krankendienst

Ein Unterrichtsbuch über die sittlich-religiösen Fragen der Krankenpflege

246 Seiten, Ln. Fr. 6.85

HONORIUS HANSTEIN — Ordensrecht

Ein Grundriß für Studierende, Seelsorger, Klosterleitungen und Juristen.

336 Seiten, Ln. Fr. 17.50

GEORGE L. KANE — Warum ich ins Kloster ging

21 Ordensfrauen berichten über ihren Weg ins Kloster.

239 Seiten, Ln. Fr. 10.10

WENDELIN MEYER — Das eine Herz im Einen Gott

Ein Buch vom jungfräulichen Lieben der Ordensschwester M. Philomena Schäfers († 1936).

2. Auflage, 164 Seiten, Hln. Fr. 6.70

— Das heilige Jahr der Ordensfrau

Praktische Lesungen zum Ordensleben im Lichte der sonntäglichen Meßtexte.

2. Auflage, 173 Seiten, Ln. Fr. 7.65

— In der Schule des Seraphischen Lehrers

Konferenzen für Ordensfrauen nach den Grundsätzen des hl. Kirchenlehrers Bonaventura.

5. Auflage, 216 Seiten, Hln. Fr. 5.70

JOSEF MILLER — Die geistliche Krankenschwester

von Apostolatsaufgaben und Gewissensfragen

71 Seiten, Hln. Fr. 3.90

ROBERT QUARDT — Im Spiegel des Beispiels

Ein Buch für und über Ordensschwestern.

— Sgenvolle Klösterlichkeit

Ein Lebensbild der Mutter Maria Salvator.

122 Seiten, Ln. Fr. 7.45

DOMINIKUS THALHAMMER — Jenseitige Menschen

Eine Deutung des Ordensstandes

2. Auflage, 99 Seiten, Ppbd. Fr. 4.55

Wandlung der Seele

Erziehung der Ordensfrau zum Bilde Christi. Nach Aufzeichnungen des hochseligen Bischofs Dr. J. Groß, zusammengestellt für jede Woche des Kirchenjahres von P. Wendelin Meyer.

75 Seiten, Ln. Fr. 2.15

JOSEF ZÜRCHER — Auswahl und Bildung des Ordensnachwuchses in den Frauenklöstern

Auf Grund der Arbeiten einer Studiengemeinschaft herausgegeben.

239 Seiten, Ln. Fr. 13.30

— Päpstliche Dokumente zur Ordensreform

Eine überaus praktische Zusammenstellung aller einschlägigen Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles.

155 Seiten, kart. Fr. 6.30

— Schwesternführung

Ein Handbuch für Oberinnen.

331 Seiten, Ln. Fr. 16.80

Buchhandlung Rüber & Cie., Luzern